

Julia Banister, *Masculinity, Militarism and Eighteenth-Century Culture, 1689–1815*, Cambridge (Cambridge University Press) 2018, VIII–258 p., ISBN 978-1-107-19519-6, GBP 75,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Claudia Opitz-Belakhal, Basel

In ihrer mit einem eindrucksvollen Portrait des Admirals Edward Russel, 1st Earl of Orford (1653–1727) geschmückten Monografie befasst sich Julia Banister in beeindruckender und überzeugender Weise mit dem Zusammenhang von Militarismus und Männlichkeit im (langen) 18. Jahrhundert speziell in England, was dem Buchtitel so nicht auf Anhieb zu entnehmen ist, was aber von der Sache her durchaus Sinn macht. Es handelt sich dabei um eine Studie, die Ansätze der *intellectual history* und der *history of political thought* mit solchen der Literatur-, der Medien- und der Kulturgeschichte des Politischen zu verbinden sucht, ein Unterfangen also, das methodisch anspruchsvoll über eine reine Betrachtung von »Repräsentationen« und »Diskursen« hinausgehen will, um den Zusammenhang von Männlichkeitskonzepten und Debatten über Kriegsführung und Militärgeschichte im langen 18. Jahrhundert offenzulegen. Konkret geht es in den insgesamt sieben Kapiteln um die Britische Navy, die ja im Laufe des 18. Jahrhunderts zur stärksten europäischen Seemacht aufstieg, und hier insbesondere um sechs Seeoffiziere und deren Niederlagen, die sich in Kriegsgerichtsprozessen verantworten mussten, deren Verlauf und Ergebnisse von einer kritischen britischen Öffentlichkeit aufmerksam verfolgt und kommentiert wurden: Die Prozesse gegen die Admiräle Thomas Mathews und Richard Lestock 1744–1746, gegen Admiral John Byng 1756–1757 und schließlich gegen die Admiräle Augustus Keppel und Hugh Palliser 1778–1779.

In einem einleitenden (Kap. 3) und einem ausblickenden Kapitel (Kap. 7) werden diese Prozesse und die dort (bzw. in den kommentierenden Medien) genutzten Argumentationsweisen kontextualisiert und insbesondere auf die Frage hin untersucht, wie hier militärische Männlichkeit jeweils definiert, begründet und bewertet wurde. Nachgezeichnet wird hier eine Debatte über Militär und (Bürger-)Gesellschaft, die noch stark von älteren Vorstellungen, wie etwa Macchiavellis republikanischem Bürgermiliz-Konzept geprägt war, das J. G. A. Pocock so beeindruckend aufgezeigt hat (vgl. Kap. 1), die sich aber auch zunehmend den Forderungen derjenigen zu stellen hatten, die für eine Modernisierung und Professionalisierung von Armee und Flotte (»stehendes Heer«) eintraten.

Dabei wurde sehr unterschiedlich auf die Frage der spezifisch körperlichen und geschlechtlichen Begründung von militärischer Männlichkeit rekurriert; hier standen nicht nur unterschiedliche Vorstellungen von der guten (militärischen und politischen) Ordnung zur Debatte, sondern auch solche von der Bedeutung von Männlichkeit und (der Herstellung) eines wahrhaft männlichen Körpers für die maximale militärische Haltung und Leistung, wie Banister an so unterschiedlichen, aber ebenso bekannten wie vielgelesenen Autoren der Zeit, so etwa James Boswell, Daniel Defoe, Adam Ferguson, David Hume, Adam Smith oder Horace Walpole, zeigen kann. Banister resümiert das wichtigste



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

Ergebnis ihrer Arbeit folgendermaßen: »At the heart of this [civic and republican] model is a concern with the ›reality‹ or ›truth‹ of masculinity. [...] the alternative to this – the modern military man – serves as a vehicle for proto-constructionist ideas about masculinity. Though not yet conceptualizing the body as a reality fabricated by th[e] specific technology of power that [Foucault] called ›discipline‹, defences of the modern military man are defences of the trained professional who is paid for acquiring a range of skills and depth of skills and deploying those skills as instructed. [...] If this body is not yet an illusion, it is at least a present absence« (S. 220f.)

Das Werk ist, trotz seiner kaum 230 Seiten Umfang, eine beeindruckende Beweisführung für die Modernisierung von Geschlechter- und Körperkonzepten im Laufe des 18. Jahrhunderts. Dass dabei männliche militärische Körper im Mittelpunkt stehen, ist nicht allein dem Bezug auf ähnliche – allerdings geschlechtlich nicht differenzierte Überlegungen – Michel Foucaults zu verdanken, sondern auch der seit etwa zwei Jahrzehnten intensivierten Forschung über Männlichkeit(en) und der Bedeutung männlicher Körperlichkeit für die Geschlechterforschung, wie Banister einleitend deutlich macht. Tatsächlich ist daher die Kernthese des Buches weit weniger originell als die Beweisführung, die methodisch ebenso komplex wie interdisziplinär anschlussfähig ist. Es wäre zu wünschen, dass es ähnliche Forschungen über den Zusammenhang von Militär, Militarisierung und Männlichkeit(en) auch vermehrt für den französischen und den deutschen Raum und hier vor allem auch für die Zeit vor 1900 gäbe.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Raphaël Barat, »Les élections que fait le peuple«.
République de Genève, vers 1680–1707, Genève (Librairie
Droz) 2018, 448 p., 18 fig., 16 tabl. en n/b (Bibliothèque des
Lumières, 92), ISBN 978-2-600-05813-1, CHF 42,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Andreas Würigler, Genf

Diese mikrohistorische Studie versucht erfolgreich, die Wahlen in der Stadtrepublik Genf um 1700 nicht als Etappe einer teleologischen Demokratieggeschichte darzustellen, sondern mit anthropologisch geschärfter Verfremdungsperspektive als unerklärliches Geschehen zu entziffern und zu deuten. Dazu werden die Wahlen der wichtigsten Amtsträger von 1679 bis 1707 minutiös recherchiert, wobei das komplizierte Prozedere an sich und seine rituelle Rahmung fast mehr interessieren, als die konkreten Wahlergebnisse.

Zwischen Einleitung und Schluss gliedert sich das Buch in fünf Kapitel – Repräsentation und Souveränität, Volkswahlen, Wahlzeremoniell, Wahltechniken, Wahlkabaln –, die sich allerdings mehrfach überschneiden. Das Besondere am Fall Genf besteht darin, dass sich der *conseil général* (die Generalversammlung aller erwachsenen Männer mit Bürgerrecht) die Wahl der vier *syndics* (Bürgermeister), des *trésorier général* (Säckelmeister), des *lieutenant général* (Hauptmann) sowie des *procureur général* (Untersuchungsrichter) und der sechs *auditeurs* (Beisitzer) bewahren konnte. Die konsequent historisierende Perspektive der Untersuchung zeigt allerdings klar, dass »Wahl« (*élection*) um 1700 nicht dasselbe bedeutet wie heute. Denn der *conseil général* konnte nur aus einer Anzahl Kandidaten, die der *petit conseil* (28 Mitglieder) aus dem Kreis des *grand conseil* (Rat der 200) vorgeschlagen und der Große Rat bestätigt hatte, die Hälfte »zurückbehalten«. Da auch die Mitglieder des Großen Rates vom Kleinen Rat bestellt wurden, hatte die Generalversammlung keinen Einfluss auf die Rekrutierung der Kandidaten.

Die Wahlergebnisse im Untersuchungszeitraum waren dementsprechend. Die vier *syndics* wurden für ein Jahr gewählt und mussten dann drei Jahre im Kleinen Rat warten, bis sie wieder als *syndic* gewählt werden konnten. In den 29 Jahren von 1679 bis 1707 wurden je vier, also 116 *syndics* gewählt, davon waren 95 Wiederwahlen en bloc aller vier Ehemaligen unter den acht Nominierten. In 21 Fällen war ein Posten neu zu besetzen, meist wegen Todesfall. Dabei erkor der *conseil général* 13 Mal den vom Kleinen Rat an vierter Stelle Nominierten, acht Mal wählte er den Fünft- bis Achteplatzierten aus. Barat charakterisiert diese Ergebnisse mit Jérôme Sautier als »hommage collectif« (S. 144) des Elektorats an die Mandatsträger. Denn diese entstammten den wenigen großen Magistratenfamilien der Staat, welche die Stellen der *syndics* und im Kleinen Rat dank des Kooptationsverfahrens unter sich aufteilten. Sie verstanden sich als qualifizierte Elite, die in gutväterlicher Absicht für ihre Stadt sorgten. Drei Viertel der Kleinräte hatten studiert, die übrigen waren erfolgreiche Kaufleute oder Militärs, die Hälfte Juristen (S. 49).

Diese aristokratische Rekrutierungspraxis stand im Widerspruch zum demokratischen Selbstverständnis der Stadt. Denn in den heftigen Auseinandersetzungen zu Beginn des 18. Jahrhunderts teilten Ratselite und normale Bürger überraschenderweise die Meinung, dass die



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/)

Souveränität beim *conseil général* liege, was sich eben in den Wahlen zeige (S. 42–48). Die Opposition verlangte denn auch nicht in erster Linie demokratischere Wahlen – sie postulierte die Selbstergänzung des Großen Rats, nicht die Volkswahl desselben –, sondern direkt-demokratische Mitwirkung in Fundamentalangelegenheiten – Gesetzgebung, Steuern, Krieg und Friede –, die als eigentliche Merkmale der Souveränität galten (S. 53–82). Der Rat dagegen sah sich als »intrinsischer« Repräsentant des souveränen *conseil général*.

Im Zuge dieser Konflikte geriet auch das Wahlverfahren in die Kritik. Dieses war rituell eingebunden in das Selbstverständnis der Eliten der Calvinstadt. Am ersten Sonntag im Januar versammelten nach der Predigt die Mitglieder des *conseil général* (die rund 1200 bis 1400 Männer mit Bürgerrecht in der Stadtbevölkerung von 16 000 Personen) in der Kirche St. Pierre. Nach dem Gebet, einer Ermahnung durch den Pastor und einer Ansprache des ersten *syndic*, wurde das Wahledikt verlesen und der Wahleid geleistet. Nach der Schließung der Tore wurden die Namen der für die *syndic*-Stellen Nominierten verkündet. Dann schritten die Bürger nach ihrem Rang – Kleinräte, Pastoren, Großräte, normale Bürger – einzeln nach vorn, legten unter den Augen der *syndics* den Wahleid auf die Bibel ab und nannten einem der drei Sekretäre vier Namen aus den acht Nominierten. Die Sekretäre notierten diese Namen, die *syndics* zählten die Stimmen aus und gaben sofort die Gewählten bekannt. Diese leisteten den Amtseid und erhielten von ihren Amtsvorgängern den Amtsstab. Nach dem Schlussgebet wurden die Tore geöffnet und die *syndics* zogen mit dem Kleinen Rat zum Festmahl ins Rathaus (S. 192–214).

Die Kritik am Wahlprozedere richtete sich vor allem gegen das Flüstern des Namens ins Ohr eines Sekretärs (*vote auriculaire*). Viele Bürger wagten es offenbar nicht, andere als die vier erstrangierten Namen zu nennen. Auch wurde den Sekretären unterstellt, sie hätten falsche Namen notiert, und den *syndics*, sie hätten nicht richtig gezählt. Den Haupthebel für ihre Kritik bezog die Opposition aber aus dem Wahleid, der sie verpflichtete, die »geeigneten« (*idoines*) Kandidaten zu wählen. Sie stellte sich nun auf den Standpunkt, dass sich unter den acht Nominierten keine geeigneten Anwärter befänden (S. 238–240).

Als Resultat dieser Auseinandersetzungen wurde 1707 die Wahl per Stimmzettel eingeführt. Um diesen unbehelligt von den Blicken der *syndics* und Räte ausfüllen zu können, stellte man zudem Stimmkabinen (*isoloirs* oder *loges*) auf – was als Weltneuheit für Wahlen in Volksversammlungen empfunden wurde (S. 299–306, 303). Damit fehlte zum heute verbreiteten Verständnis der geheimen Wahl (*Australian ballot*) nur noch der Briefumschlag für den Stimmzettel (S. 279, 409).

Wie in Venedig, Freiburg (Schweiz) und anderen Schweizer Kantonen experimentierte man auch in Genf von 1691 bis 1738 mit Elementen des Losentscheides, der als Verfahrensschritt kombiniert wurde mit Nominierungen und Wahlen, um Wahlbeeinflussung durch Korruption zu verhindern (S. 302–306)¹. Denn Wahlkabaln (*brigues*) waren ein Dauerthema. Aufgrund von Prozessakten zur Erneuerung der *syndics* 1694 wird deutlich, dass die – verbotene – Wahlwerbung



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/)

¹ Vgl. dazu jetzt Antoine Chollet, Alexandre Fontaine (Hg.), *Expériences du tirage au sort en Suisse et en Europe (XVI^e–XXI^e siècles)/Erfahrungen des Losverfahrens in der Schweiz und in Europa (16.–21. Jahrhundert)*, Bern 2018.

mittels Empfehlungen, Geldzahlung sowie Essenseinladungen und Versprechungen so »normal« waren, dass sich dafür relativ fixe Tarife und Vorgehensweisen etablierten. Trotzdem scheint das Problem nicht so groß gewesen zu sein, wie es die moralisierenden Predigten der Pastoren vermuten ließen (S. 346–403).

Die an der Universität Lyon entstandene und von Olivier Christin betreute *thèse* (Dissertation) bietet eine Fülle von Einblicken in das Funktionieren der Wahlen in einer frühneuzeitlichen Stadtrepublik. Akribisch werden Details der Abläufe rekonstruiert, Sozialprofile der Prätendenten erstellt, familiäre Verquickungen aufgezeigt (dank der Vorarbeiten von G. Favet, O. und N. Fatio, A. Pronini, J. Sautier, A. Zambrella u. a.) und institutionelle, soziale und ökonomische Kontexte auch mit vielen Tabellen und Schaubildern dargestellt. Dabei wehrt sich der Autor standhaft gegen eine teleologische Vereinnahmung des Falles für eine Entwicklungsgeschichte der Demokratie.

Allerdings ist die Studie sehr sperrig organisiert. Die Gliederung springt chronologisch hin und her und wechselt zudem auch zwischen zwei Untersuchungstiefen (Grobanalyse 1640–1740 bzw. Feinanalyse 1679–1707), was zu Wiederholungen derselben Zitate und Formulierungen führt und die Übersicht erschwert. Das Inhaltsverzeichnis nennt die zwei untersten Ebenen der Gliederung nicht und bildet dadurch den Gang der Untersuchung nur mangelhaft ab. Die Indices sind bescheiden, lückenhaft und intransparent in ihrer Auswahl.

Die methodisch behutsame Präsentation der Ergebnisse (z. B. S. 16–24, 57, 160–163) verzichtet auf eine Einbettung in breitere Forschungsdiskussionen etwa zur Bedeutung von Ritualen in der Politik² oder zur Brauchbarkeit von Konzepten wie »Klientelismus«, »Patronage« oder »Korruption« zur Analyse von Wahlen und Kabalen³.

² Dietrich W. Poeck, *Rituale der Ratswahl. Zeichen und Zeremoniell der Ratssetzung in Europa (12.–18. Jahrhundert)*, Köln 2003; Rudolf Schlögl, *Urban Elections and Decision-Making in Early Modern Europe 1500–1800*, Newcastle upon Tyne 2009; Barbara Stollberg-Rilinger, *Rituale*, Frankfurt a. M., New York 2013; dies., *Cultures of Decision-Making*, London 2016.

³ Zuletzt: Kaspar von Greyerz, André Holenstein, Andreas Würgler (Hg.), *Soldgeschäfte, Klientelismus, Korruption in der Frühen Neuzeit, Zum Soldunternehmertum der Familie Zurlauben im schweizerischen und europäischen Kontext*, Göttingen 2018.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Arnaud Bartolomei, Guillaume Calafat, Mathieu Grenet, Jörg Ulbert (dir.), De l'utilité commerciale des consuls. L'institution consulaire et les marchands dans le monde méditerranéen (XVIIe–XXe siècle), Rome; Madrid (École française de Rome; Casa de Velázquez) 2018, 569 p., nombr. tabl. et graph. (Collection de l'École française de Rome, 535; Collection de la Casa de Velázquez, 160), ISBN 978-2-7283-1260-3, EUR 39,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Christian Windler, Bern

Hält man sich an die Ursprünge der Institution sowie die Ansprüche, welche ihre Existenz in Vergangenheit und Gegenwart legitimieren, so scheint die Frage nach dem Nutzen der Konsuln für den Handel klar positiv zu beantworten sein: Zum einen sind die mittelalterlichen Ursprünge der konsularischen Institutionen aufs Engste mit jenen der *nationes* von Kaufleuten verbunden, die im Mittelmeerraum ihren Geschäften nachgingen. Zum anderen gehörte die Protektion des Handels zu den zentralen Argumenten, mit denen die Konsuln und ihre Prinzipale die Existenz der Institution und ihre Prärogativen rechtfertigten. Wenn indes die sprachliche und praktische Ambiguität von Protektion bedacht wird, so scheint die Sachlage weniger klar: Protektion bedeutet bekanntlich nicht nur Schutz vor »gefährlichen Dritten«, sondern auch die Herstellung einer asymmetrischen Beziehung. Oftmals bleibt den Protegierten keine andere Wahl, als den angebotenen Schutz in Anspruch zu nehmen und dafür Gegenleistungen – etwa in Form von treuen Diensten, Gehorsam oder Geldzahlungen – zu erbringen. In der spezifischen Form der konsularischen Protektion überlebt der enge Zusammenhang zwischen Schutz und Herrschaft, der als »Herzstück vormoderner traditionaler Herrschaftslegitimation« bezeichnet werden kann, bis in die Staatenwelt der Gegenwart, dient der konsularische Schutz dort doch dazu, den Zugriff auf die Staatsangehörigen außerterritorial zu rechtfertigen¹.

Die gut dreißig Beiträge des Sammelbandes beleuchten ebendiese Ambivalenz der Beziehungen zwischen Konsuln und Kaufleuten insofern multiperspektivisch, als der Hauptfokus auf die französischen Konsuln ergänzt wird durch Beiträge zu Konsuln anderer Herkunft und zu einer »nation sans consul« – den schweizerischen Kaufleuten in Lyon. In der Einleitung fasst Arnaud Bartolomei den Forschungsstand aus einer Perspektive zusammen, welche (einmal mehr) die Geschichte der französischen konsularischen Institutionen als Normalfall voraussetzt. Mit Blick auf die Thematik des Sammelbands verweist Bartolomei auf den ungleichen Nutzen, den die Kaufleute je nach Kontext aus den



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/)

¹ Zur Sprache und Praxis der Protektion siehe die Beiträge in: [Tilman Haug, Nadir Weber, Christian Windler \(Hg.\), Protegierte und Protektoren. Asymmetrische politische Beziehungen zwischen Partnerschaft und Dominanz \(16. bis frühes 20. Jahrhundert\), Köln, Weimar, Wien 2016, S. 24.](#)

Leistungen der Konsuln zogen, und den es in den Blick zu nehmen gelte. Zu unterscheiden sei dabei zwischen dem weiteren ökonomischen Nutzen und den Vorteilen für einzelne Kaufleute.

Die Beiträge sind in fünf Kapitel gruppiert, denen jeweils eine Einleitung vorangestellt ist. Im ersten Kapitel werden Quellenbestände vorgestellt, auf deren Grundlage die Beziehungen zwischen Konsuln und Kaufleuten untersucht werden können. Berücksichtigung finden fast ausschließlich französische Bestände.

Die Beiträge des zweiten Kapitels fragen nach den Bedingungen, welche die Ausübung der konsularischen Jurisdiktion bestimmten. Neben den Konsuln selbst wird auch die *jurisdiction volontaire* der Konsulatskanzleien untersucht. Die Beiträge verdeutlichen sodann die Notwendigkeit, künftig die konsularische Gerichtsbarkeit in ihrem Verhältnis zu weiteren handelsgerichtlichen Instanzen eingehender zu untersuchen. Mit einem Fokus auf nichtfranzösische Konsulate beleuchten die Aufsätze des dritten Kapitels die Vielfalt der konsularischen Netzwerke, ihrer Organisation und Funktionsweise in Abhängigkeit von kommerziellen Strategien und lokalen Voraussetzungen.

Die Beiträge – etwa der Aufsatz zu den amerikanischen konsularischen Netzwerken zwischen 1790 und 1815 – laden dazu ein, die Beziehungen zwischen Staatsbildung, konsularischen Institutionen und Handel nicht nur nach dem französischen »Vorbild« zu denken. Auch die im vierten Kapitel versammelten Aufsätze zum französischen Konsulat in Cádiz im 18. Jahrhundert regen zu einer Neuperspektivierung an: Gegenüber dem Bild einer ganz im Dienst des französischen Merkantilismus stehenden Institution unterstreichen die Beiträge die Infragestellung der konsularischen Jurisdiktion durch die spanische Krone, das Gewicht der Großkaufleute gegenüber den Konsuln sowie die daraus für diese resultierende Notwendigkeit, sich den lokalen Umständen anzupassen.

Das thematisch daran anschließende fünfte Kapitel schließlich beleuchtet die *agency* der Konsuln im Spannungsfeld zwischen ihren Prinzipalen, die zum Teil selbst unterschiedliche Ziele verfolgten, und dem lokalen Kaufmannsmilieu. Gefragt wird nach der Art und Weise, wie die Konsuln Normen unterliefen und umdeuteten, aber auch nach den Prozessen, in welchen die Konsuln zu mehr oder weniger gefügigen Staatsdienern wurden. Beide Prozesse konnten dazu führen, dass konsularische Protektion zu einer Herrschaftsform wurde, die nicht mehr den Interessen der Kaufleute entsprach. Das Gegenmodell einer »nation sans consul« präsentiert ein Aufsatz über die Kaufleute schweizerischer Herkunft in Lyon. Diese Kaufleute wählten im 17. und 18. Jahrhundert aus den eigenen Reihen einen *syndic* als Vertreter, Protektor und Schiedsrichter. An dessen Seite agierten Handelsagenten, die durch die Handelskammern der Herkunftsstädte ernannt wurden.

Insgesamt bietet der Sammelband vielfältige Einblicke in eine Thematik, die bislang geographisch und thematisch unterschiedlich intensiv erforscht worden ist. Ein Teil der Beiträge bietet Ansatzpunkte für eine Neuperspektivierung der Forschung zu den Konsuln und deren Beziehungen zu den Kaufleuten jenseits des französischen Modells einer frühen Abhängigkeit von der Krone. Zum einen zeigen sie, dass die Konsulate im Mittelmeerraum zu unterschiedlichen Zeitpunkten und nach je spezifischen Modalitäten als »verstaatlichte«, von den Kaufmannsgemeinschaften getrennte Institutionen konstituiert wurden.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Zum anderen belegen sie, dass die Frage, inwiefern die Kaufleute von der Ausweitung der Herrschaftsansprüche zentralstaatlicher Akteure auf Untertanen und Bürger außerhalb des eigenen Territoriums profitierten, fallspezifisch differenziert zu beantworten ist.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Rudolf Behrens, Jörn Steigerwald (Hg.), Aufklärung und Imagination in Frankreich (1675–1810). Anthologie und Analyse, Berlin, New York (De Gruyter) 2016, 660 S. (Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung, 54), ISBN 978-3-11-044608-1, EUR 139,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jens Häsel, Potsdam

Während Aufklärung im Frankreich des 18. Jahrhunderts zuerst mit dem Siegeszug der Vernunft, der Diskussion um Toleranz und dem Kampf gegen Vorurteile in Verbindung gebracht wird, vollzieht sich parallel die Entwicklung der Ästhetik im Zeichen der Ablösung der Nachahmungs- durch die Genieästhetik mit einer Aufwertung der Imagination. Die vorliegende Darstellung des zentralen Problemfeldes der Auseinandersetzung um die Imagination in Frankreich zwischen 1675 und 1810 in philosophischer, ästhetischer und anthropologischer Perspektive erhellt ein Begriffs- und Problemfeld, das diese Veränderungen auf neue Weise einsichtig macht.

Im Sinne der Arbeit an einer historischen Semantik haben die Autoren und Herausgeber ein vielschichtiges Werk vorgelegt, das neben einer substanziellen Einleitungsstudie (R. Behrens u. J. Steigerwald) 26 Fallstudien vereint, die jeweils aus der Analyse der Position eines Autors oder Werks und der auszugsweisen Dokumentation der zentralen Textpassagen zum Problemfeld der Imagination besteht. Die chronologische Anordnung der Fallstudien legt es nahe, die Anthologie der nach den französischen Originalen wiedergegebenen Texte als Nachschlagewerk und zur Entdeckung von wenig bekannten sowie zur Wiederentdeckung bekannter Texte und Autoren zu nutzen. Als forschungsgeschichtlicher Hintergrund sind neben der Diskussion um Literatur und anthropologisches Denken im 18. Jahrhundert insbesondere seit dem DFG-Symposium von 1992¹ auch die Begriffsgeschichte mit den »Ästhetischen Grundbegriffen«² und die Studien zur historischen Semantik sowie die in unterschiedlichen Lexika ablesbare Tendenz zur Neudefinition zentraler Stichworte der Aufklärung in Deutschland und Frankreich anzusehen.

Der »perspektivierende Aufriss« der Herausgeber, »Französische Imaginationstheorien des 18. Jahrhunderts in kultur- und ideengeschichtlicher Sicht«, spannt ein Forschungsfeld auf, das in einem weiteren Sinne auf die Auseinandersetzungen um die »menschliche Fähigkeit zum Modellieren eines Imaginären« (S. 1) orientiert ist und die Vermögen bzw. Produkte von Vorstellungs- bzw. Einbildungskraft mit Phantasie und Imagination zum Gegenstand hat. Bei der gegensätzlichen Bewertung dieser Vermögen in den Denksystemen des französischen 18. Jahrhunderts, zwischen »rationalistischer Abwehr« und »emphatischer



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Hans-Jürgen Schings (Hg.), Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert. DFG-Symposium 1992, Stuttgart, Weimar 1994.

² Karlheinz Barck u. a.. Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden, Stuttgart 2000–2005.

Positivierung« (S. 1) gehe es immer wieder um die »faktische Sprengkraft eines imaginativen Denkens und Kommunizierens in Bildern« (ibid.).

Um die Vielfalt der beteiligten Disziplinen bzw. angesprochenen Diskurse zu erfassen, nutzen die Herausgeber den Begriff der »Imagination« »als terminologischen Schnitt- und Referenzpunkt unterschiedlicher Konfigurierungen eines sich wandelnden Imaginären« (S. 2). Sie sehen in ihm sogar »eine Scharnierstelle aufklärerischer Reflexion über den Menschen überhaupt« (ibid.). Das bildet sich in den Einzelanalysen durch die Linie der medizinisch-physiologisch argumentierenden Texte deutlich ab, ist aber auch Bezugshorizont für erkenntnistheoretisch, theologisch oder ästhetisch reflektierende Texte. Neben der methodischen Hinführung entwirft die Einleitungsstudie eine Skizze der Ausgangssituation für die Konzeptualisierungen von Imagination in Frankreich im 18. Jahrhundert.

Für den ersten Auswahlsschwerpunkt, in dem das Leib-Seele-Verhältnis bzw. die Verortung sinnlicher Erkenntnis zentral ist, liegt der wirkmächtige Ausgangspunkt in Malebranches »Recherches de la vérité«, bevor mit Condillac die Entfaltung des sensualistischen Paradigmas bestimmend wird. Weitere Stationen, die von den Herausgebern dieser ersten Linie »markanter Theoriebildungen« zugeordnet werden, sind La Mettrie (mit der Analyse von Johannes Klingen-Protti) und Diderot, sowie Buffon und Cabanis (dargestellt von den Herausgebern).

Eine zweite Linie von für eine positive Betrachtung der Imagination wichtigen Theorien zeichnen die Herausgeber ausgehend von der Physikotheologie (Fénélon, Pluche – dargestellt in Analysen von Andreas Gipper) mit ihrer Betonung der Rolle der Imagination für die sinnliche Gottes- und Welterkenntnis. Auf der Ebene einer solchermaßen »welterschließenden Funktion« (S. 15) der Imagination folgen Morellys (in einer konzisen Analyse von Christophe Losfeld) und Rousseaus Theorieentwürfe. Die zwiespältige, Entfremdung fördernde und mindernde Rolle der Imagination, sowie die visionäre Dimension, in der Rousseau-Analyse von Roland Galle ausgedeutet, wird von den Herausgebern als »eminent kulturprägende Kraft« (S. 17) hervorgehoben.

Grundlegende Veränderungen der Reflexion, mit einer Physiologisierung des Imaginationsvermögens bei den *idéologues* (Cabanis) und einer vielleicht in der Tendenz als Psychologisierung bei Meister, Bonstetten und Maine de Biran zu bezeichnenden Entwicklung, erscheinen als eine Art dritter Linie und Abschlussphase des veränderten Nachdenkens über Vermögen und Funktion der Imagination im Zeichen einer neuen »sensibilité«.

Konzeptionell unter die zweite Auswahlrubrik »Anthropologische Menschenbeobachtung, Poetik und Medizin« stellen die Herausgeber vor allem Annäherungen an die Funktionen bzw. Dysfunktionen der Imagination, die von der Kritik an Aberglauben, Schwärmerei u. ä. bis zur Frage nach dem Einfluss der Imagination bei Schwangeren auf Missbildungen des Fötus oder die »Nymphomanie« reichen. Medizinische und »volksaufklärerische« Traktate, deren Hintergrund mechanistische und später vitalistische Auffassungen sind, reichen bis zu Überlegungen, die durch die Physiognomik (z. B. bei Pernety, in der Analyse von Barbara Storck) beeinflusst sind. Die ästhetischen und poetologischen Implikationen einer Aufwertung des Imaginationsbegriffs (über Enthusiasmus-, Energie-, Genie-Konzepte) scheinen enger an die erkenntnistheoretischen und welterschließenden Funktionen von Imagination anzuknüpfen als es bei den medizinischen Texten zu



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

beobachten ist. Zu erwähnen sind neben dem bereits genannten Beitrag zu Rousseau vor allem die Analysen zur »Encyclopédie« und zu Diderot. Voltaires heterogener »Encyclopédie«-Artikel »Imagination« liefert eine sensualistische Begriffsbeschreibung und einen davon abgehobenen poetologischen Entwurf, während Marmontels Artikel im »Supplément« vom künstlerischen Schaffen und der Kritik handelt. Die eigentlich zu erwartende Definition der Imagination finde sich in dem Turgot zugeschriebenen Artikel »Etymologie« und wird vom Autor der Analyse (Jörn Steigerwald) zusätzlich wiedergegeben. Zentral ist aber natürlich der Diderot gewidmete Beitrag (Rudolf Behrens), vermag er doch die Analyse der Denk- und Schreibstrategie Diderots mit den verschiedenen inhaltlichen Erprobungen der Möglichkeiten der Imagination zu verbinden, die in der Betrachtung der »Promenade de Vernet« und des »Rêve de D'Alembert« kulminieren.

Die in der Auswahl der Autoren und Texte insgesamt zu beobachtende starke Ausdifferenzierung der Bestimmungen des Vermögens der Imagination, ihrer Funktionen und Wirkungen belegt ihre hohe Präsenz im Nachdenken über die Natur des Menschen, sein Verhältnis zu sich und zur Gesellschaft. Obgleich der Schwerpunkt der Darstellung klar auf der französischen Diskussion bis zur Herausbildung der *science de l'homme* liegt, sind über die Entfaltung der Problemstellung in der Einleitung europäische Einflüsse präsent.

Die Textauswahl geht über den engen französischen Rahmen hinaus, indem eine französische Version der »Psychologie« von Christian Wolff aufgenommen ist und indem mit Charles Bonnet, Jakob Heinrich Meister und Karl Viktor Bonstetten (in Analysen von Johannes Klingens-Protti und Rudolf Behrens) wichtige Schweizer Vertreter frühen psychologischen Denkens präsent sind. Die Berliner Akademie der Wissenschaften wird über Bezugnahmen des Autors der »Physique de l'âme humaine«, Guillaume Lambert Godart, adressiert³. Die in den Analysen vor allem der unbekannteren Texte dieses gewichtigen Bandes vorgenommene kulturgeschichtlich-diskursive Einordnung illustriert Ungleichzeitigkeiten der Diskussion und der intertextuellen Bezugnahmen, die es sich lohnte in weiteren Einzelstudien zu erhellen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

³ Er sendet sein Werk an den Berliner Akademiesekretär Formey mit der Bemerkung: »Réduit dans une petite ville d'un pays où les théologiens ne donnent pas trop la liberté d'écrire ce que l'on pense, j'ai été obligé d'emprunter le nom de votre ville.« Vervier, 6 avril 1755, NL Formey, Staatsbibliothek zu Berlin PK.

Nicolas Drocourt, Éric Schnakenbourg (dir.), Thémis en diplomatie. Droit et arguments juridiques dans les relations internationales de l'Antiquité tardive à la fin du XVIIIe siècle, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2016, 332 p. (Histoire), ISBN 978-2-7535-5123-7, EUR 23,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Leopold Auer, Wien

Der hier anzuzeigende Band vereint die Druckfassungen von Vorträgen, die im Rahmen eines internationalen Kolloquiums in Nantes im Juni 2014 gehalten wurden. In ihrer namentlich nicht gezeichneten Einleitung (S. 9–15) verweisen die Herausgeber auf die für die internationalen Beziehungen unverzichtbare Kategorie von Recht und rechtsbezogener Argumentation, deren Betrachtung zwischen den Postulaten absoluter Gültigkeit und völliger Irrelevanz die Waage halten muss (S. 10: »Sans céder ni à un réalisme étroit qui ferait des rapports de force la seule et unique dynamique des relations internationales, ni à un idéalisme naïf qui considérerait les règles de droit comme des impératifs catégoriques«). So zeigt sich in der diplomatischen Praxis im Gegensatz zur Theorie nicht selten ein Einsatz juristischer Argumentation zur Verteidigung der Anwendung von Gewalt, gelegentlich auch die explizite Forderung nach Verzicht der Erörterung von Rechtsstandpunkten (so etwa bei einem Vermittlungsvorschlag der Seemächte im Polnischen Thronfolgekrieg 1735; vgl. Jean Dumont, *Corps universel diplomatique du droit des gens*, Suppl. 3, S. 529). Die dazu entwickelten Regeln, zu denen nicht zuletzt auch die Begrifflichkeit gehört, bilden den hauptsächlichen Gegenstand des Bandes. Die Beiträge, die hier nicht alle im Einzelnen erwähnt werden können, sind in drei Gruppen (»Droit et organisation internationale«, S. 17–96; »Argument juridique et rhétorique«, S. 97–190; »Droit et sauvegarde des acteurs des relations internationales«, S. 191–301) zusammengefasst, obwohl die Stringenz der Zuordnung speziell zwischen erster und zweiter Gruppe nicht in allen Fällen überzeugend ausgefallen ist. Thematisch geschlossen präsentiert sich die dritte Gruppe, die den Rechtsstatus von Gesandten, aber auch von Verbannten, Deserteuren und Flüchtlingen behandelt.

Am Beginn der ersten Gruppe steht ein Beitrag von Martin Kintzinger (»Les relations internationales au Moyen Âge«, S. 19–29), der für das (lateinische) Mittelalter abschließend feststellt, dass sich die Diplomatie überwiegend im Rahmen der höfischen Welt auf der Ebene symbolischer Repräsentation und mündlicher Kommunikation vollzieht und erst ab der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert durch völkerrechtliche Überlegungen ergänzt wird (S. 28f.). Dass rechtliche Kategorien anderer Art, etwa des salischen oder des Feudalrechts, aber durchaus eine entscheidende Rolle spielen konnten, zeigt der Beitrag Jean-Marie Moeglins (»Le droit contre la paix: l'impossible paix entre les royaumes de France et d'Angleterre du XIV^e au XV^e siècle, S. 99–111) im zweiten Teil des Bandes am Beispiel des Hundertjährigen Krieges.

Im Gegensatz zur lateinischen Christenheit kam es im östlichen Mittelmeerraum zwischen christlichen und muslimischen Mächten schon früher zu einem pragmatischen Interessenausgleich auf rechtlicher



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

Grundlage, der von Alexander Beihammer (»Les arguments juridiques dans la constitution des traités de paix entre chrétiens et Turcs du XIII^e au XV^e siècle, S. 31–48) kenntnisreich analysiert wird. Unverzichtbar für ein Thema von Recht und Diplomatie ist die Behandlung der Herrschaft Ludwigs XIV., der sich Lucien Bély («Les droits, le droit et la diplomatie de Louis XIV», S. 49–66) als der wohl derzeit beste Kenner dieser Zeit unterzieht. Recht spielt hier auf verschiedenen Ebenen von der privatrechtlichen (Devolutionsrecht) bis zu jener des europäischen Staatsrechts (*ius publicum Europaeum*) eine Rolle, wobei es hier durchaus wie beim Verzicht auf die Thronrechte Philipps V. in Frankreich zu Konflikten zwischen den einzelnen Rechtskreisen kommen konnte.

Diesem Problem widmet sich auch Frederik Dhondt (»Équilibre et hiérarchie. L'argument juridique dans la diplomatie française et anglaise après la paix d'Utrecht (1713–1740), S. 67–83), wie Bély mit stupender Kenntnis der einschlägigen Literatur; allerdings fallen in seinem Beitrag auch gelegentliche Flüchtigkeitenfehler und fehlerhafte Zitate auf, besonders im Zusammenhang mit Art. V der Quadrupelallianz von 1718, wo Dhondt S. 81 von den »feudus« [sic!] *sacri imperii masculinis* spricht (richtig »status seu ducatus [...] agnoscantur et habeantur pro indubitatis Sacri Romani Imperii feudis masculinis«). Zum Abschluss des ersten Teils beschäftigt sich Elisabetta Fiocchi Malaspina (»La boussole des Souverains: l'application du *Droit des gens* de Vattel dans la diplomatie du XVIII^e siècle«, S. 85–96) mit der Rezeption des Werks Emer de Vattels in der Diplomatie des 18. Jahrhunderts, wobei konkrete Beispiele aus der Praxis der Diplomatie allerdings sehr cursorisch ausgefallen sind (S. 93, Anm. 38 bzw. S. 95f.).

Interessante Streiflichter auf den Einsatz juristischer Argumentation werfen im zweiten Teil Núria Sallés Vilaseca (»L'usage de l'argument juridique devant l'opinion publique: l'accession des Provinces-Unies au traité de la Quadruple Alliance, 1717–1719, S. 159–174) und François Ternat (L'argument juridique dans les négociations internationales: l'exemple de la commission franco-britannique de 1750 à 1755, S. 175–190). Im ersten Fall machen die von den Botschaftern Spaniens und Englands in zahlreichen Druckschriften zum Ausdruck gebrachten Rechtsstandpunkte die Möglichkeiten der Einflussnahme auf ein auf Mehrheitsbeschlüsse angewiesenes Staatswesen deutlich, während Ternat aufzeigt, dass die im Vorfeld des Siebenjährigen Krieges in Paris verhandelnde britisch-französische Kommission zwar nicht zu einer einvernehmlichen Regelung der kolonialen und maritimen Streitpunkte (Rechtmäßigkeit von Kolonialbesitz und Herrschaft zur See im Gegensatz zum *mare liberum* bei Grotius) führte, aber durch die in zahlreichen Memoranden ausgetauschten Rechtsstandpunkte wesentlich zur Entwicklung eines internationalen Rechts in beiden Bereichen beigetragen hat. Wenn der Autor S. 190 meint, dass es zumindest der britischen Seite weniger um die Bewahrung des Friedens als um die Vorbereitung zum Krieg ging, gelangt er zu ähnlichen Schlussfolgerungen wie schon – fast drei Jahrzehnte vor ihm – der deutsche Historiker Armin Reese¹, dessen Arbeit von Ternat allerdings nicht benützt wurde.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

¹ Armin Reese, Den Krieg verschieben – verkürzen – ersetzen? Die französisch-englischen »Gemeinsamen Kommissionen« vor dem Siebenjährigen Krieg, in: Heinz Duchhardt (Hg.), Zwischenstaatliche Friedenswahrung in Mittelalter und Früher Neuzeit, Köln, Wien 1991, S. 245–260.

Der dritte Teil des Bandes beschäftigt sich wie erwähnt mit dem rechtlichen Status von Akteuren zwischenstaatlicher Beziehungen und reicht zum Unterschied der beiden anderen Teile bis in die Spätantike zurück. Einen thematischen Schwerpunkt bildet die Immunität der Gesandten, die sowohl für Spätantike wie Frühe Neuzeit untersucht wird. Dabei kommt es in den beiden ersten Beiträgen von Audrey Becker (»L'inviolabilité de l'ambassadeur et le *ius gentium* dans une diplomatie romaine en mutation (V^e siècle)«, S. 193–208) und Maria Grazia Bajoni (»Prérogatives et traitement des ambassadeurs dans l'Antiquité tardive«, S. 209–222) verschiedentlich zu Überschneidungen. Beide stützen sich auf Digesten und Autoren wie Priscus oder Menander Protector, teilweise sogar auf dieselben Zitate, wobei Becker stärker auf die Quellen der Digesten (Gaius, Pomponius, Ulpian) eingeht, aber im Gegensatz zu Bajoni die Beziehungen zu den hellenistischen Reichen, zu Parthern und Sassaniden außer Betracht lässt. Allerdings betont sie gleichzeitig unter Hinweis auf Echnaton (!), dass das *ius gentium* keine römische Erfindung sei (S. 207) und im Übrigen nicht mit dem internationalen Recht gleichgesetzt werden dürfe (S. 194).

In die Frühe Neuzeit führt der Beitrag von Dominique Gaurier (»Le droit et le fait: deux juristes (Gentili et Zouche) consultés au sujet d'ambassadeurs accusés d'infraction fin XVI^e–XVII^e siècle«, S. 261–269), der die Immunität des Gesandten und seines Haushalts mit Ausblicken auf die spätere Entwicklung bis hin zur Wiener Konvention von 1961 behandelt. Die im Titel erwähnten Gutachten Alberico Gentilis und Richard Zouches erörtern die Verwicklung des spanischen Botschafters Mendoza in eine Verschwörung zum Sturz Elisabeths I. und die Totschlagsaffäre des Bruders eines portugiesischen Botschafters in London in der Zeit Cromwells. Der Band schließt mit Bemerkungen von Stéphane Péquignot und Marc Belissa (»Thémis en diplomatie: regards croisés en guise de conclusion«, S. 303–313), die versuchen, die Vielfalt der angesprochenen Themen und Einzelfälle zusammenzufassen, und als gemeinsames Ergebnis noch einmal die Ambivalenz des Rechts in der Diplomatie betonen (S. 306, 310). Insgesamt ein anregender Band, der sicher zu weiteren einschlägigen Forschungen Anstoß geben wird.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Heinrich Theodor Grütter, Magdalena Drexl, Axel Heimsoth, Reinhild Stephan-Maaser (Hg.), Der geteilte Himmel. Reformation und religiöse Vielfalt an Rhein und Ruhr, Essen (Klartext) 2017, 430 S., zahlr. Abb. (Katalog zur Ausstellung im Ruhr Museum 3. April – 31. Oktober 2017), ISBN 978-3-8375-1751-4, EUR 24,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Mathilde Monge, Toulouse

»Der geteilte Himmel« (»Le ciel partagé«) est le catalogue d'une exposition qui a eu lieu en 2017 à Essen sur le thème de la coexistence religieuse en Basse-Rhénanie et dans la région de la Ruhr, appréhendée sur la longue durée, à l'occasion des commémorations de la Réformation. L'exposition s'attache à documenter à destination d'un large public l'ancienne tradition de pluralité religieuse plus ou moins pacifique dans cette région, qui fut aussi, précisément pour cette raison est-il parfois argué, un berceau de l'industrialisation à l'échelle mondiale.

Le catalogue reprend le parcours de l'exposition. La moitié de l'espace était consacré à une présentation chronologique de la vie religieuse de la région, de la fin du Moyen Âge à nos jours, l'autre moitié s'attachait à exposer la vie religieuse de manière thématique (la muséographie étant présentée par des modélisations et commentée dans les premiers chapitres). La première moitié du catalogue est la plus intéressante pour un public d'historiens. Au Moyen Âge, la région est touchée par la *Devotio moderna*. Les réformes luthériennes et surtout calvinistes y prennent pied rapidement, ainsi que les aspirations plus radicales à travers l'anabaptisme.

Vite réprimées (représentation de l'exécution d'Adolf Clarenbach et Peter Fliesteden à Cologne), elles s'installent pourtant dans la durée. La pluriconfessionnalité de la ville de Wesel – qui y gagna son titre de »*Vesalia hospitalis*« – est illustrée par des coupes offertes par les orfèvres flamands réfugiés au conseil de ville. Photographies de chaires et de bâtiments religieux, d'ustensiles du culte, portraits ou objet du quotidien (vitrail de la famille mennonite des op de Graff à Krefeld) en témoignent. Certains chapitres et couvents sont devenus pluriconfessionnels (Fröndenberg et Clarenberg). Par ailleurs, des parts significatives de la région restèrent catholiques.

La diversité religieuse est soutenue par les autorités politiques. La dynastie de Clèves, qui dirige une bonne partie de la région au XVI^e siècle, favorise une voie moyenne (*via media*). Les princes-archevêques de Cologne étaient généralement issus de familles politiquement déterminantes à l'échelle européenne, comme les Wittelsbach. Plusieurs d'entre eux, dont un fils de l'impératrice Marie-Thérèse, ont introduit des Lumières catholiques sur le territoire, luttant contre les »superstitions« par des restrictions somptuaires par exemple. Au XVII^e et XVIII^e siècle, la région a été marquée par l'individualisation de la piété: piétisme et mouvances plus radicales s'y manifestent. Les Labadistes installés non loin ont eu une influence (Anna Maria van Schurman, un de ses principaux soutiens, est née à Cologne). Au XVIII^e siècle, Mühlheim an der Ruhr était un centre important du piétisme, et Gerhardt Tersteegen, poète mystique du XVIII^e



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

siècle, y résidait. Une de ses »lettres de sang«, dans lesquelles il se voue au Christ, est reproduite dans le catalogue. Le XVIII^e siècle voit également la société s'ouvrir aux juifs (principalement ashkénazes), représentés par des portraits de Anshel et Rachel Hertz.

La partie concernant l'époque contemporaine présente l'entremêlement de la vie religieuse et des grandes transformations politiques et sociales. Après le passage de Napoléon, marquant dans la région, qui a provoqué une séparation temporaire de l'Église et de l'État, les rois de Prusse forcent l'unification des Églises réformées et luthériennes, et entrent en conflit avec l'Église catholique dès le milieu du XIX^e siècle. Le nationalisme prussien s'appuie sur la vie religieuse. On en voit la marque jusque dans les objets du quotidien (photographie d'un décor de sapin de Noël datant de 1914 affichant un portrait de Guillaume II).

La division des Églises dans leur rapport au nazisme est abordée, mais plus spécifique à la région peut-être est la place consacrée au religieux dans la nouvelle société industrielle, dont la région est un berceau. Les nombreuses médailles, catholiques comme protestantes évangéliques, produites par les associations de travailleurs et de compagnons (*Vereine*) sont à ce titre parlantes. Après 1945, la vie religieuse rhénane, en particulier protestante, est marquée par l'adoption d'évolutions sociétales: féminisation du ministère, acceptation de l'homosexualité. Les relations entre Église et État peuvent être contestées: l'association d'initiative citoyenne Religionsfrei im Revier projette ainsi chaque Vendredi saint précisément des films interdits ce jour par le gouvernement du Land (»La Vie de Brian« des Monty Python notamment).

À titre informatif, la seconde partie de l'ouvrage est instructive. Toutes les religions pratiquées sont en effet mises, à peu près, sur un pied d'égalité: des livres de chant luthériens en usage au XVIII^e siècle dans la région voisinent ainsi avec des livres de chants et de prières bouddhistes datant de la dernière décennie. Au chapitre des rituels, des cierges luthériens côtoient un sachet de soupe selon une recette coutumière des communautés turcophones pour l'Achoura, un manteau de Torah et un shofar (trompette rituelle) juifs. Des sections mettent bien en valeur des similitudes, comme celle concernant la conversion dans l'usage des lieux de culte: certaines sont devenues des lieux funéraires (l'église Saint-Pie de Wattenscheid), d'autres une maison de retraite, ou une salle polyvalente (»forum« dans l'ancienne église Sainte-Croix de Essen).

Ainsi le volume, de bonne facture et très riche, est intéressant. Toutes les pièces de l'exposition sont mentionnées et accompagnées d'un texte explicatif, mais toutes ne sont pas reproduites. Celles-ci sont diverses, on l'a vu: objets du quotidien, pièces du culte, parfois précieuses – notamment les nombreuses pièces d'argenterie du XVI^e et XVII^e siècle, tableaux, pamphlets et ouvrages, quelques bibles, des pièces d'archive manuscrites, parfois rares. L'exposition a ainsi présenté au moins deux lettres autographes de Martin Luther et Philipp Melancthon, apportant aide et conseils aux communautés réformées de la région.

Si les informations générales n'apporteront rien à qui connaît un peu cette thématique, elles sont à jour et suffisamment bien présentées pour être accessibles à un large public. Les nombreux exemples précis, illustrés et documentés sont précieux et parviennent à mettre en valeur l'articulation de la zone charnière qu'était la Rhénanie du Nord aux grands changements survenus à l'échelle de l'Europe.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

L'ouvrage se lit donc à plusieurs niveaux. Au rang des critiques, on peut souligner que l'ordre adopté pour la présentation des pièces manque ici d'une logique qui était peut-être plus évidente *in vivo*, lors de l'exposition. Par ailleurs, on regrette souvent que de nombreuses pièces ne soient pas reproduites, notamment des documents d'archives dont on aurait aimé avoir le texte. Les éditeurs ont probablement d'excellentes raisons d'avoir effectué ces choix cependant, qu'il s'agisse de droits de reproduction, de place, ou d'intérêt, parfois subjectif.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Mark Häberlein, Magdalena Bayreuther (Hg.), Agent und
Ambassador. Der Kaufmann Anton Meuting als Vermittler
zwischen Bayern und Spanien im Zeitalter Philipps II,
Augsburg (Wißner-Verlag) 2013, 256 S. (Documenta
Augustana, 23), ISBN 978-3-89639921-2, EUR 20,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Indravati Félicité, Paris

Un marchand peut-il être ambassadeur? Le cas d'Anton Meuting, auquel est consacré le présent ouvrage, apporte des éléments de réponse à cette question. Comment un roturier exerçant une activité mercantile, originaire d'une ville marchande de surcroît – Augsburg — et donc étranger à la société de cour, a-t-il pu concilier ces identités multiples et s'insérer dans des réseaux et des milieux différents? Cette belle monographie démontre l'intérêt des changements d'échelle pour la reconstitution de connexions et de circulations parfois mondiales.

Il faut en effet saluer ici l'impressionnante moisson d'archives qui forme la base de l'enquête. Outre une documentation très riche collectée à Augsburg (archives communales, cadastrales, judiciaires, notariales, fiscales et commerciales, archives d'État de Bavière), les auteurs et leurs collaborateurs ont rassemblé une documentation qui éclaire les ramifications des réseaux des Welser (Bamberg) et, évidemment des Fugger (fonds de Dillingen), importants donneurs d'ordre de Meuting à partir de 1563. C'est notamment la plongée dans les correspondances liées à la «galaxie» des Fugger qui met à jour la flexibilité de ces réseaux marchands, car les sources montrent que Meuting et son serviteur Renner conservent une relative indépendance vis-à-vis de la firme Fugger, tout en profitant de leur insertion dans le réseau pour acquérir en Espagne une position d'intermédiaire privilégiée entre Augsburg, la Bavière et la péninsule Ibérique. Ainsi, les fonds de Munich, de Simancas et de Valladolid permettent de croiser les échelles pour, finalement, mettre en lumière les différentes connexions qui caractérisent l'activité de »l'agent ambassadeur«: loin d'être un simple transmetteur, il façonne les relations.

Autour de la personne de l'agent, dont la polyvalence est rappelée en introduction, les auteurs offrent une vue d'ensemble de ce que sont concrètement les relations internationales à la fin du XVI^e siècle. Le grand commerce, les intérêts de la couronne d'Espagne, ceux de Philippe II en tant que membre de la maison de Habsbourg, la diplomatie bavaroise, les spécificités de la place d'Augsbourg et la sociologie de ses familles marchandes constituent des échelles d'analyse complémentaires et non des niveaux superposés.

On peut ainsi suivre l'ascension de Meuting, dont une mission diplomatique effectuée pour le duc de Bavière à la cour d'Espagne en 1573 constitue le couronnement (chap. 4): Albert V de Bavière le munit à cet effet de lettres de créance qu'il peut présenter à Philippe II lors d'une audience solennelle. Le secret qui entoure la mission de celui que les contemporains désignent comme »Ambassador« ne fait que rehausser le prestige de ce dernier. Meuting négocie notamment les conditions concrètes du versement d'une pension par Philippe II au



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/)

fils d'Albert V. Surtout, il est chargé de sonder le roi sur ses intentions à propos d'un projet de mariage entre la fille du duc et le roi Sébastien de Portugal, neveu de Philippe II. Meuting est même chargé d'une négociation secrète qui l'amène à Lisbonne, auprès de la grand-mère du roi. L'échec de cette négociation n'entame pas le prestige de Meuting, que les souverains ibériques chargent de transmettre à Albert V des cadeaux extrêmement précieux lorsqu'il rentre en Bavière. L'analyse des présents diplomatiques éclaire bien la position des agents dans les circulations culturelles, économiques et diplomatiques mais aussi la fonction éminemment politique de ces transferts multiples, ainsi lorsque la reine de Portugal offre à Albert V un coffre d'ivoire qu'elle a elle-même reçu de l'ambassadeur de Ceylan en 1542.

Malgré une deuxième mission aux retombées positives et l'accession au poste envié de facteur du roi d'Espagne à Augsbourg, Meuting évite de peu la faillite, mais subit d'importantes pertes financières. Par ailleurs, il est confronté à une semi-disgrâce puisqu'à partir de 1591, le duc de Bavière ne répond plus à ses lettres, alors qu'il est toujours chargé de commandes diverses à la cour d'Espagne. Pourtant, la palette des activités de Meuting est devenue très large depuis les missions des années 1570. Depuis l'Espagne, centre d'un empire mondial, Meuting se comporte en effet comme un informateur qui peut, par exemple, fournir des «nouvelles inédites» sur les activités des corsaires anglais dans l'Atlantique. Il est également un facteur capable de pourvoir la famille ducale en produits de luxe; on constate notamment l'importance d'articles de soie et des chevaux.

Des transferts se font aussi dans l'autre sens, les souverains ibériques commandant des meubles de fabrication allemande. Meuting agit donc ici comme «intermédiaire culturel», de même lorsqu'il fait former de jeunes castrats espagnols dans le but de les envoyer à la cour du duc, à Munich. Face à l'étendue des domaines qu'elle couvre, les auteurs se demandent comment caractériser l'activité de Meuting (chap. 5). Est-il un marchand, un diplomate, un expert des «transferts culturels»? Cette question mérite d'être liée à celle de la semi-disgrâce de Meuting: comment expliquer qu'un agent aussi apprécié, en Espagne comme en Bavière, ait pu mourir dans l'indifférence quasi-générale, loin de sa ville d'origine, et sans aucune marque de reconnaissance de la part des princes qu'il avait servis?

Si ni la polyvalence de Meuting, ni l'amplitude de ses réseaux, ne l'ont mis à l'abri de cette infortune, c'est peut-être justement parce que, comme le montrent bien les auteurs, le mélange des genres a tenu l'agent éloigné des marchés les plus lucratifs. En effet, les produits de luxe qu'il a contribué à faire circuler entre Espagne et Bavière étant, en grande partie, des présents diplomatiques, ils ne lui ont rapporté qu'un faible bénéfice financier. Par ailleurs, malgré ses contacts avec la société de cour, il n'a été chargé que de négociations de second plan, et reste peu impliqué, somme toute, dans les affaires d'État.

Enfin, les princes sont de mauvais partenaires en affaires: ils ne règlent leurs commandes que sporadiquement, sans que le salaire de facteur ne compense ces pertes. La position d'agent apparaît ainsi dans toute sa précarité, une fragilité que l'on peut être tenté d'oublier quand on considère à quel point ils sont indispensables aux transferts et négociations culturels, économiques et politiques de l'Europe moderne. Espérer transformer en capital économique le capital social



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

que permettaient d'acquérir les fonctions d'agent, de facteur et d'envoyé s'avère donc, finalement, une illusion.

Ces considérations nous ramènent à la question initiale: peut-on être à la fois marchand et ambassadeur? Dans l'Europe moderne, cela était possible, et cette concordance des rôles s'expliquait par la proximité évidente entre commerce et diplomatie. Néanmoins, elle constituait aussi une anomalie, car la diplomatie, en tant que représentation du prince, était considérée comme le domaine réservé de la noblesse et n'était pas, en tant que telle, censée être rémunératrice sur le plan financier, contrairement au négoce, activité roturière qui, certes, excluait l'accès à la société de cour, mais pouvait permettre une ascension limitée, comme cela fut le cas pour Meuting tant qu'il demeura à Augsbourg. La reconstitution minutieuse du parcours de ce »marchand ambassadeur«, avec toutes ses stations, ses succès et ses échecs, éclaire ainsi de manière très instructive l'histoire de la diplomatie et celle des marchands en faisant clairement ressortir les tensions générées, justement, par la proximité entre ces deux mondes.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Le Journal de Gouverneur Morris pendant la Révolution française. Tome premier (1789). Texte traduit et annoté par Gérard Hugues. Préface de Patrice Higonnet, Genève (Librairie Droz) 2018, 459 p. (Bibliothèque des Lumières, 94) ISBN 978-2-600-05837-7, EUR 36,97.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Matthias Middell, Leipzig

Gouverneur Morris, von 1792 bis 1794 Botschafter der gerade gegründeten USA in der französischen Hauptstadt, gehört in die kleine, aber exklusive Reihe transatlantischer Beobachter, die Paris während der Revolutionsdekade erlebt hatten und darüber ausführliche Aufzeichnungen hinterlassen haben. Die Reihe reicht von Benjamin Franklin bis zu Thomas Jefferson und viele in dieser Reihe sahen sich inspiriert, die eigene Gesellschaftsgründung nach der Befreiung aus britischer Herrschaft mit dem gewaltigen Transformationsprozess in Frankreich, der der Bourbonendynastie schließlich ein vorläufiges Ende setzte, zu vergleichen. Morris, der seinen Vornamen den hugenottischen Vorfahren seiner Mutter verdankte, die ihn wohl »Gouverneur« aussprachen, figuriert dementsprechend prominent mit einzelnen Zitaten in einer beträchtlichen Zahl von Gesamtdarstellungen und Spezialstudien zur Revolution in Paris bzw. Frankreich, auch wenn seine Leistungen keineswegs auf die Jahre als Botschafter an der Seine beschränkt blieben. Er hinterließ Spuren in der Endredaktion der amerikanischen Verfassung, deren ersten Satz er wohl entworfen hat, ebenso wie in der Stadtanlage für New York, deren Planungskommission er 1812 geleitet hatte.

Dass aus dem Mitglied des ersten Kongresses 1778 und des Verfassungskonvents von 1787 nicht noch mehr, vielleicht sogar ein Präsident der USA geworden ist, führten viele Zeitgenossen auf einen speziellen Charakterzug zurück, der ihn nicht immer nur sympathisch erscheinen ließ. Eine immer wieder hervorbrechende Aggressivität und eine große Nachlässigkeit gegenüber dem Bild, das sich andere von ihm machten, brachten Morris verschiedentlich in Schwierigkeiten. So waren sich James Madison und George Washington schon 1789 einig, dass er zwar von außergewöhnlichem Talent sei, aber immer wieder seine Gegenüber mit brutalen Äußerungen von ungewöhnlicher Direktheit schockiert habe, und sein Nachfolger als Vertreter der USA in Paris, James Monroe, blies ins gleiche Horn, als er sich gegenüber St. George Tucker darüber beklagte, dass Morris mit seiner Vorliebe für monarchische Regierungsformen im damals republikanischen Frankreich überall angeeckt sei und im Übrigen den aggressiven Geschäftsmann gegeben habe, wo diplomatisches Geschick gefragt gewesen wäre.

Dass ein Diplomat in erster Linie seinen Finanzgeschäften nachging, war für die Epoche nicht unüblich, andere, wie der preußische Gesandte von der Goltz, unterhielten Salons mit einträglichem Glücksspielzweig – irgendwie musste die Aufwendung im Dienste einer fernen Macht, die ihre Vertretungen kaum ausstattete, finanziert werden. Es mag aber etwas Rigides im Gebaren dieses kalvinistisch geprägten Unternehmers gewesen sein, der gleich zu Beginn der Revolution deutlich machte, dass



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

er das Gerede von Humanität und Gerechtigkeit für wenig glaubwürdig halte und allein die jeweiligen Interessen seiner Gegenüber ernst nähme. Er nahm kein Blatt vor den Mund und ignorierte sowohl die Regeln der politischen Korrektheit seiner Zeit als auch die tatsächlichen heroischen Illusionen, die jede Revolution am Beginn auszeichnen. Die Nacht des 4. August mit den jungen liberalen Adligen, die ihren Feudalrechte entsagten (die sie im Gegensatz zu manch anderem Privilegierten kaum besaßen), musste ihm verdächtig erscheinen.

Nachdem Jefferson 1789 in die USA zurückgekehrt war, blieb der Posten des Botschafters in Paris bis April 1792 vakant und die Vertretung von einem Sekretär, William Short, gesichert, ehe Gouverneur Morris von Präsident Washington (nicht aber von Außenminister Jefferson) nominiert wurde und endlich in Frankreich eintraf, wo er zunächst einmal persönliche Finanzinteressen mit der Vertretung des nordamerikanischen Staatshaushaltes, in dessen Auftrag er auf Bodenbesitz spekulierte, verband. Politisch eher im rechten Lager der Republikaner angesiedelt, wandte sich Morris (dessen Familie väterlicherseits aus Barbados stammte) doch als einer der wenigen Nordamerikaner in führender politischer Rolle ganz entschieden gegen die Sklaverei und plädierte in seinem Heimatland für eine stärkere Zentralisierung der Macht zugunsten der »Nation« und zu Lasten der Einzelstaaten und des Föderalismus, dem er nicht zuletzt einen Schutz der Sklaverei vorwarf.

Von Sozialpolitik oder dem Egalitarismus der Unterschichten hielt Morris indes ebenso wenig und beschimpfte die Massen als »Reptilien«, und insbesondere jene, die am 14. Juli 1789 die Bastille oder am 10. September 1792 die Pariser Gefängnisse gestürmt hatten. Dementsprechend sah er die Verfassung von 1793 äußerst kritisch und sagte den Franzosen einen mehrere Generationen andauernden Gang zur Freiheit voraus. Er gestand dem Konvent einige kluge Köpfe zu, beklagte aber vor allem den weitgehenden Mangel an Erfahrung und Reife, hierin durchaus Motive des gegenrevolutionären Diskurses aufgreifend, der sich bis 1791 von innen und seitdem hauptsächlich von außen Geltung zu verschaffen suchte. Viele der vor allem von konservativen Kommentatoren der Revolution wie Hyppolite Taine herangezogenen Äußerungen Morris sind von tiefer Skepsis gegen den republikanischen Gang der Ereignisse geprägt und galten deshalb im Nachhinein als kluge Voraussagen, während sie in der Zeit selbst wohl eher seine politischen Wünsche als eine weise Voraussicht ausdrückten.

Dass er daneben reichlich Privates berichtet und aus seiner Faszination für die Frauen der Pariser Salons keinen Hehl macht, gibt dem Tagebuch eine besondere Note. Die Affäre mit Adèle de Flahaut wird in aller Freizügigkeit neben den politischen Roman der Revolution gestellt, wie Patrice Higonnet in seinem exzellent recherchierten Vorwort zu dieser Edition verdeutlicht. Mit der vorliegenden Ausgabe ist offensichtlich intendiert, das gesamte Journal von Morris, das bereits 1901 und 2002 in einer »bereinigten« französischen Fassung erschienen ist, in Jahresscheiben dem Leser in einer skrupulösen Übersetzung der inzwischen auf der Website der University of Virginia verfügbaren amerikanischen Online-Version und der in der Library of Congress erhaltenen Originalfassung darzubieten. Der Herausgeber, der in einem Forschungslaboratorium zur englischsprachigen Welt (Laboratoire d'études et de recherche sur le monde anglophone) an der Universität Aix-Marseille tätig ist und auf die Mitarbeit seiner Doktoranden und Kollegen zurückgreifen konnte, hat die wesentlichen US-Editionen der



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

»Diaries«, vor allem die von Beatrix Cary Davenport besorgte Ausgabe von 1939 herangezogen. Man kann dem Verlag Droz in Genf nur dankbar sein, dass er seine große Tradition der Veröffentlichung solcher Beispiele soliden Historikerhandwerks unbeeindruckt von der Konkurrenz durch schnell angefertigte Kompilationen für einen Massenmarkt fortsetzt.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Edward James Kolla, Sovereignty, International Law, and the French Revolution, Cambridge (Cambridge University Press) 2017, XII–340 p., 7 maps (Studies in Legal History), ISBN 978-1-107-17954-7, GBP 75,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Marc Belissa, Nanterre

L'ouvrage de Edward J. Kolla entend étudier l'impact et les effets – parfois contradictoires et complexes – du principe de la souveraineté populaire (même si cet adjectif ne figure pas dans le titre) sur le droit international pendant la Révolution française, comment l'affirmation de ce principe a provoqué le conflit avec les puissances européennes et enfin comment cette mise en avant a pu être utilisée pour justifier les conquêtes territoriales et les annexions de la période révolutionnaire entre 1789 et 1799. En effet, comme le remarque Edward J. Kolla, ce thème a été en partie – mais sans doute pas autant qu'il l'affirme – négligé par l'historiographie qui a eu tendance à sous-estimer l'impact du temps court de la Révolution française sur le «droit international».

L'un des points forts de l'ouvrage est la connaissance de l'historiographie anglo-saxonne et française quand de nombreux chercheurs américains ont tendance à faire l'impasse sur les travaux de ce côté-ci de l'Atlantique. On notera néanmoins l'absence parmi les références utilisées de la belle thèse de Virginie Martin sur la diplomatie révolutionnaire soutenue en 2011 à l'université Paris 1, ce qui est fort dommage, car elle aurait pu nuancer certaines analyses de l'auteur. Par ailleurs, si l'historiographie française sur le sujet est citée en notes de bas de page, la présentation introductive des débats et des acquis historiographiques peut laisser le lecteur spécialiste sur sa faim.

Peut-on vraiment écrire que presque tous les historiens de la Révolution française n'ont pas replacé le fameux décret de «fraternité» du 19 novembre 1792 dans son contexte (p. 25)? De même, l'auteur balaye d'un revers de plume (p. 26) l'idée que les théories politiques des Lumières auraient influencé l'action «extérieure» des acteurs de la Révolution française sans vraiment prouver son affirmation, alors que de nombreux travaux ont évoqué les sources de la manière dont les contemporains de 1789 pensaient les relations entre les peuples.

Une discussion de cette idée (erronée selon Kolla) aurait pu renforcer la conviction du lecteur ou de la lectrice qui peut être à bon droit peu convaincu par l'idée que personne n'avait en 1789 de vision un peu construite sur la manière dont la Révolution pouvait (ou non) modifier l'ordre européen. Certes, la manière concrète dont les problèmes provoqués par l'affirmation de la souveraineté nationale dans la sphère «internationale» par les révolutionnaires a été déterminée non par les idées mais par la conjoncture politico-diplomatique et par une certaine *inadvertency* pour reprendre le terme de l'auteur, cela implique-t-il pour autant que les acteurs contemporains sont entrés en révolution sans aucune idée préalable au sujet de l'ordre européen des princes et des rois? Une discussion de ce point aurait été *a minima* nécessaire.

Enfin, peut-on écrire que très peu d'historiens se sont intéressés aux complications internationales provoquées par l'affirmation des principes de la souveraineté populaire dans les affaires diplomatiques



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

(p. 27) ou qu'aucune étude générale sur les rapports entre affirmation de la souveraineté populaire et les annexions françaises n'a jamais été entreprise (p. 31)? Il me semble qu'au contraire, de nombreux travaux depuis le début du XX^e siècle (dont ceux de Mirkine-Guetzevitch que l'auteur cite d'ailleurs) se sont posés cette question et ont apporté des réponses – certes partielles – qui auraient mérité une discussion introductive plus développée.

Edward Kolla s'appuie sur un corpus varié de sources incluant non seulement les débats d'assemblée, les pamphlets et brochures politiques (qui ont été déjà en partie utilisés par l'historiographie) mais aussi les dépêches diplomatiques (qui l'ont été beaucoup moins). Ainsi, par exemple, l'auteur a utilisé dans son chapitre sur l'affaire d'Avignon les dépêches de Bernis à Montmorin qui sont peu connues. Cette utilisation des archives diplomatiques aurait pu être plus systématique et embrasser des séries complètes ou du moins plus larges que les sondages effectués par l'auteur. Il est vrai que, dans ce cas, le livre aurait été beaucoup plus volumineux et sans doute peu adapté aux contraintes éditoriales actuelles, en particulier dans le monde anglo-saxon qui privilégie les livres resserrés.

L'objet principal de l'ouvrage est résumé par l'auteur (p. 29): son but est de montrer »how France went from impotence, and timidity in the application of the popular sovereignty abroad, to possessing a continental Empire [sous Napoléon] legitimated, even hypocritically, by derivations of that same principle«. La thèse centrale de l'auteur peut donc être ainsi résumée (en la simplifiant considérablement, bien sûr): la proclamation de la souveraineté populaire dans la sphère internationale dans les débuts de la Révolution a provoqué une série de conséquences imprévues et non voulues par les acteurs. Cette affirmation ambiguë (notamment dans les affaires des princes possessionnés d'Alsace et dans celle d'Avignon) et la plupart du temps non pleinement assumée est à l'origine d'un conflit majeur avec le droit des princes et des rois. Par la suite, en appeler à la »volonté du peuple« contre les traités aurait fourni aux révolutionnaires un prétexte ou une base théorique pour justifier les annexions. Elle aurait également justifié la position prise par la France en tant qu'interprète des »véritables intérêts« des peuples comme en Belgique où on a manipulé les votes pour la »réunion« à la France au début de 1793. Sous le Directoire, la France a continué de s'appuyer paradoxalement sur la »volonté des peuples« pour légitimer la construction d'un espace »francisé« avec les républiques-sœurs et aboutir la constitution de l'Empire sous Napoléon.

L'ouvrage est divisé en cinq gros chapitres, reprenant grosso modo les articulations chronologiques classiques du sujet, déjà étudié – avec d'autres perspectives et approches – notamment par Jacques Godechot dans la »Grande Nation« (1956) et moi-même dans »Fraternité universelle et intérêt national. Les cosmopolitiques du droit des gens« (1998). Dans un premier chapitre intitulé »Popular Sovereignty and International Law on the Periphery of France«, l'auteur étudie les débats autour de la question corse (en 1789) et celle des princes possessionnés d'Alsace (jusqu'en 1792), dans le deuxième »The Union of Avignon and the Challenges of Self-Determination« poursuit son étude avec l'affaire d'Avignon jusqu'à son annexion au dernier jour de l'Assemblée constituante en septembre 1791. Le troisième chapitre est consacré à la période dans laquelle la question des »pays occupés« – et surtout celle du sort de la Belgique – à la fin de 1792 se trouve au centre des débats. Le



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

quatrième chapitre s'intéresse au sort de la rive gauche du Rhin. Enfin, le cinquième et dernier chapitre est consacré aux républiques sœurs en Batavie, en Suisse et en Italie sous le Directoire.

Edward J. Kolla part de la question de la Corse et de son intégration à la fin de 1789 dans »l'Empire« français comme on l'écrit alors. En effet, contrairement à une légende répandue, la Corse n'a pas été »achetée« par la France à Gènes au XVIII^e siècle. La République a, dans un traité, délégué à la France *l'exercice* de sa souveraineté et non sa souveraineté elle-même. L'intégration de la Corse à la France à la suite des mouvements révolutionnaires dans l'île posait donc un problème fondamental quant au droit des traités: la »volonté« du peuple corse suffisait-elle à justifier cette intégration? Le même problème se pose avec encore plus d'acuité en Alsace où les princes possessionnés d'Empire protestent contre la suppression envisagée de leurs droits féodaux garantis par des traités. Edward J. Kolla remarque à très juste titre que face à ces problèmes initiaux, les députés n'ont pas répondu en rejetant simplement la validité des traités d'Ancien régime, comme pouvaient le proposer certains journalistes patriotes. Les réactions françaises ont été prudentes, notamment dans l'affaire des princes alsaciens et la prétendue proclamation du »droit des peuples à disposer d'eux-mêmes« par Merlin à la tribune de l'assemblée s'est en réalité accompagnée d'une claire volonté de négocier des indemnités et de ne pas rompre avec le droit existant. L'auteur poursuit en abordant l'affaire d'Avignon, étudiée du point de vue de l'histoire du droit par Jean-Jacques Clère notamment. L'approche d'Edward J. Kolla est un peu différente, en ceci qu'il intègre une étude des correspondances diplomatiques avec Rome. Kolla remarque très justement que l'affaire d'Avignon pose déjà en germe tous les problèmes diplomatiques et juridiques fondamentaux qui se poseront par la suite au sujet des annexions de la France révolutionnaire¹. Je ne suis pas convaincu en revanche par l'idée que l'union avec Avignon a donné un prétexte (p. 118) pour justifier des »annexions nouvelles et potentiellement chauvines« comme l'écrit Kolla. Une telle vision me paraît un peu téléologique.

Par la suite, l'auteur insiste particulièrement sur la proclamation du »pouvoir révolutionnaire« le 15 décembre 1792 par Cambon et sur son application en Belgique. Rappelons que le terme »pouvoir révolutionnaire« est utilisé de manière complexe par les contemporains: il ne correspond pas toujours au contenu du décret du 15 décembre tel que Cambon l'a présenté à la Convention. Par ailleurs, il a été critiqué au sein de la Convention elle-même (par Couthon notamment). L'auteur montre que l'occupation de la Belgique et les »réunions« provisoires du début de 1793 ont été un moment majeur dans l'histoire de l'affirmation de la

¹ À la page 108, Edward J. Kolla considère que, dans mes propres travaux (»Fraternité universelle et intérêt national ...«, p. 233 et suiv.), j'aurais »chastisé revolutionaries when they hewed to older-style arguments for not being more pure in the application of 'cosmopolitan liberty'; et que j'aurais ainsi réifié »the idea of Revolution as a Manichean struggle«. J'avoue ne pas bien comprendre ce que signifie cette dernière phrase. Quant à la première, il me semble n'avoir *chastised* personne mais simplement indiqué que deux approches différentes séparaient les »patriotes« au sujet de l'affaire d'Avignon: l'une qui insistait sur des arguments historiques et issus du droit féodal, l'autre (celle de Robespierre, Pétion ou Marat notamment) qui les rejetaient vivement. Aucun jugement de valeur (manichéen ou non) de ma part ici donc.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

«souveraineté du peuple» pour justifier une politique de conquête. Le dernier chapitre est consacré à la période du Directoire et aux républiques sœurs. Cette période particulièrement féconde en réflexions sur la question de la souveraineté populaire et le droit international aurait pu constituer un gros ouvrage en lui-même et l'on est parfois un peu frustré par la rapidité avec laquelle l'auteur est, sans doute, obligé de survoler son sujet. Par ailleurs, on peut regretter que l'étude d'Edward J. Kolla ait laissé de côté des débats importants pour son sujet, comme celui sur le droit de paix et de guerre de mai 1790 et celui autour de la réunion de la Savoie en novembre 1792 mais peut-être cela aurait-il, une fois de plus, nécessité des développements fort longs.

Une dernière remarque: les termes français et anglais pour désigner les concepts utilisés par l'auteur ne sont pas toujours équivalents et posent de redoutables problèmes de traduction et d'interprétation: comme on le sait, le concept de «droit international» ou *international law* n'est créé par Jeremy Bentham qu'en 1789 et ne devient d'usage que bien plus tard. Or les contemporains utilisent quant à eux l'expression de «droit des gens» ou de «droit public» qui se traduit en anglais par *law of nations* ou par *public law*. Le passage du «droit des gens» au «droit international» est en soi un objet particulièrement complexe, car il marque l'abandon du socle jusnaturaliste du «droit des gens» (abandon expressément revendiqué par Bentham qui, comme on le sait, considère la déclaration des droits de l'homme et du citoyen comme «a nonsense upon stilts»). Une réflexion plus développée sur les usages différenciés de ces concepts aurait sans doute été la bienvenue, de même que sur la différence entre les concepts de «souveraineté populaire» et de «souveraineté nationale» parfois employés l'un pour l'autre, parfois non. Là aussi, un développement méthodologique plus important aurait pu être utile.

En conclusion, le livre de Edward James Kolla est une tentative ambitieuse de revisiter la question des rapports entre affirmation de la souveraineté populaire et origines du «droit international» pendant la Révolution. De ce point de vue, il contient des remarques intéressantes et des analyses qui susciteront la réflexion et le débat sur ce thème.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Andrew Lambert, Seapower States. Maritime Culture, Continental Empires and the Conflict that Made the Modern World, New Haven, London (Yale University Press) 2018, XVIII–399 p., 9 b/w, 8 col. ill, 7 maps, ISBN 978-0-300-23004-8, USD 30,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Simon Karstens, Trier

Das neue Werk des renommierten britischen Marinehistorikers Andrew Lambert verdient besondere Aufmerksamkeit, die über eine rein fachliche Beurteilung seiner historischen Thesen hinausweisen muss. Grund hierfür ist, dass Lambert seiner Leserschaft nicht nur eine universalgeschichtliche Betrachtung von »Seemacht«/»Seapower« seit der Antike, sondern auch eine politische Analyse der Gegenwart und sogar Empfehlungen für die Zukunft bieten will. Dabei überschreitet er die Grenzen einer historischen Darstellung im engeren Sinne und bezieht Stellung gegen die Europäische Union und für eine Rückbesinnung Englands auf eine frühere Identität als Seapower.

Um Lamberts Position und Botschaft zu verstehen ist zunächst ein Blick auf seine Definition von »seapower« unumgänglich, wobei das Wort im Folgenden auf Englisch gehalten ist, um die Besonderheit seiner Auslegung zu unterstreichen. Lambert versteht darunter Staaten, die nicht nur über herausragende maritime Machtmittel verfügen, sondern deren Bewohner auch bewusst eine maritime kulturelle Identität kreieren und pflegen. Die Konsequenz seiner Definition ist einerseits, dass Länder trotz einer dezidiert maritimen Kultur keine Seapower sind, wenn ihnen reale militärische Seapower fehlt, und andererseits, dass Länder trotz einer mächtigen Marine keine Seapower sind, solange ihnen die entsprechende kulturelle Identität fehlt. Lambert selbst bezeichnet dies mehrfach als wesentliche Erweiterung bisher zu enger und irreführender Konzepte, wobei er sich insbesondere auf Marinehistoriker des 19. Jahrhunderts bezieht.

Aufgrund seiner Definition identifiziert Lambert in der gesamten Weltgeschichte nur Athen, Karthago, Venedig, die Niederlande (nur für 20 Jahre!) und schließlich England als Seapowers. Jedem dieser Länder widmet er ein Kapitel seines Werkes.

In einer Einleitung und einem Kapitel zur Vorgeschichte (S. 1–44) definiert Lambert die Eigenschaften von Seapowers näher aus, um sie dann in jedem folgenden Kapitel zu bestätigen und im Fazit sowie zuletzt noch in einer Merkliste zu wiederholen. Seine positive Voreingenommenheit ist dabei nicht zu übersehen. Seapowers seien niemals hegemonial und im Vergleich mit hegemonialen kontinentalen Mächten stets so schwach, dass ihre Kriegsführung universalhistorisch durch Allianzen, Begrenzung der Ziele, Vermeidung von Exzessen sowie Desinteresse an militärischem Ruhm und Entscheidungsschlachten geprägt sei. Seapowers besäßen immer politische Systeme, die ein für ihre Zeit hohes Maß an Partizipation ermöglichen und eine starke Opposition dulden. Daher seien auch alle Seapowers Republiken. Um diese Eigenschaft universalhistorisch zu bestätigen, stuft Lambert auch England von 1688 bis in die Gegenwart als Republik ein, wenn auch in



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Anführungszeichen (S. 211). Seapowers sichern und verbreiten außerdem freien Handel und erwirtschaften mehr Wohlstand, den die Regierung dank der partizipativen Strukturen konfliktfrei für den Ausbau einer Marine mobilisieren könne. Sie seien außerdem offen für neue Ideen und könnten partizipatorische Systeme exportieren. Als tendenziell negative Eigenschaften erwähnt Lambert in wenigen Worten eine Tendenz zur Bekämpfung von Konkurrenz und zur erzwungenen Öffnung von Märkten.

Athen beschreibt er als durch die langen Mauern zur künstlichen Insel geformte, prototypische Seapower. Die Bedrohung durch die hegemoniale Kontinentalmacht Persien habe zur Ausprägung einer militärischen und kulturellen Seemacht geführt, die im Seebund ihren Höhepunkt gefunden habe. Dabei deutet Lambert Athen und auch den Seebund als demokratisch und auf Demokratieexport ausgerichtet. Feinde des Seebundes seien Oligarchen und Sympathisanten der Perser gewesen. Demokratie und Athen gebraucht er dabei synonym, ohne die politische Struktur des Staates näher zu erläutern. Wie der Krieg gegen Persien, so ist für ihn auch der Peloponnesische Krieg Ausdruck eines universalhistorischen Gegensatzes von Landmächten und Seapowers, da Landmächte per se geistige Offenheit, partizipative Politik und freien Handel fürchten und bewusst bekämpfen.

Seinen Leitlinien bleibt Lambert auch im Kapitel über Karthago treu, gegen das Rom »the definitive total war« (S. 108) aufgrund des fundamentalen Gegensatzes zwischen hegemonialen Landmächten und Seapowers geführt habe. Rom sei dabei von der Angst vor kultureller Vielfalt und der »inclusive political culture« geprägt gewesen, die von Karthago ausgegangen sei. Daher sei der Kriegsgrund auch die Entscheidung zur »annihilation of an alternative culture« (S. 99) gewesen und habe nicht in der äußeren oder inneren Realpolitik Roms gelegen. Der Gegensatz beider Länder bleibt aber wie viele von Lamberts Thesen ein bloßes Postulat, da er ihre politischen Systeme nicht vergleicht.

Venedig stellt Lambert schließlich vor ein Problem, da es sich um die einzige katholische Seapower handelt und er in einem späteren Kapitel dezidiert darlegt, dass Katholizismus seiner Ansicht nach einer freiheitlichen kulturellen Identität entgegenstehe. Daher führt er aus, dass Venedig sich schon im Mittelalter trotz seines Katholizismus aus dem engeren System der römischen Kirche gelöst habe (S. 112). Das politische System deutet er ganz nach seiner Definition sehr positiv und als »inclusive«. Die Osmanen werden so zum neuen Persien, bzw. Rom, und Venedig zum neuen Athen, bzw. Karthago. Neu ist, dass Lambert ausführlich einen schleichenden Untergang beschreibt, den er auf die Aufweichung der kulturellen Identität und eine steigende politische und militärische Fokussierung auf das Festland zurückführt.

Die Niederlande erkennt Lambert nur für die Jahre 1653–1672 als wirkliche Seapower an, denn nur in dieser Zeit sei dort eine maritime kulturelle Identität wirklich prägend gewesen. Diese kurze Blüte sei darüber hinaus nur durch die Rivalität mit England zu erklären. Außerhalb jener kurzen Zeitspanne habe Seapower nur eines von zwei Angeboten zur Identitätsfindung in den Niederlanden dargestellt, die laut Lambert miteinander rivalisierten. Er kontrastiert hier ein partizipativ-freiheitlich maritimes System der großen Seestädte und eine negativ konnotierte aristokratische Partei um die Statthalter, welche die Niederlande als Landmacht in Kriege verwickelten und Seemacht nur als Verlängerung kontinentaler Politik verstanden hätten. Allerdings seien



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

die Akteure dabei oft durch äußere Bedrohungen getrieben gewesen, wobei Ludwig XVI. hier argumentativ den Platz der Perser, Römer und Osmanen einnimmt.

Bevor Lambert sich England widmet, geht er in zwei Kapiteln auf Länder ein, die seine Kriterien nicht erfüllen, weil sie entweder maritime Identitäten ausbildeten, aber über keine reale Seemacht verfügten (Rhodos, Genua), oder weil sie eine Marine besaßen, aber keine maritime Identität (Russland, Spanien, Portugal). Dabei behandelt Lambert die Flottenpolitik Peters I. besonders ausführlich. Er verzahnt sie eng mit England als Vorbild und Rivalen und spielt so die historische Verflechtung mit den Niederlanden ebenso herunter, wie zuvor die Bedeutung der Niederlande als historische Seapower.

So entsteht der Eindruck, dass er bewusst eine im Vergleich mit den Niederlanden überlegene Rolle Englands für die Geschichte der Seapowers konstruieren will. Russland wiederum schließt Lambert aufgrund eines autokratischen Systems, der fehlenden Freiheit des Handels und der mangelnden Offenheit für Neues als Seapower aus. Auch im Falle Portugals verhindere die Regierungsform Monarchie und insbesondere der starke Einfluss des Katholizismus und der Kreuzzugsideologie, dass das Land als Seapower gewertet werden könne. Hier zeigt sich, wie wenig marinehistorisch und wie politisch Lamberts Blick auf die Geschichte ist. Globale maritime Expansion und ein Netz von Handelsposten reichen ihm nicht – Seapower ist ohne Freiheit, Partizipation und Aufschwung nicht gegeben.

Schließlich folgt als eindeutiger Höhepunkt seiner historischen Erzählung England. Hierfür folgt Lambert ein weiteres Mal seinem in der Einleitung etablierten Schema. Er charakterisiert bereits für Heinrich VIII. den »French nation state«, den zentralisierten Katholizismus Europas und das Heilige Römische Reich als Mächte, gegen deren Einfluss England sich habe wehren müssen (S. 268). Laut Lambert habe Heinrich VIII. daher die Klostersauflösung durchgeführt und die Gelder für Flottenbau und eine defensive maritime Politik gegen französische Aggression genutzt. Die Rivalität Heinrichs mit Franz I. fehlt in seinem Buch ebenso wie Heinrichs Streben nach Festlandbesitz. Karl V. wiederum war laut Lambert ein Feind, der seine vielen Reiche »through faith and power« (S. 269) vereint habe.

Da diese Behauptung angesichts der Reformation und ihrer Folgen zumindest irreführend ist, zeigt sich, wie sehr für Lambert die politische Botschaft gegenüber der Geschichte dominiert. Er projiziert offenbar das napoleonische Reich, die Flottenrivalität des 19. Jahrhunderts und die von ihm später explizit abgelehnte heutige deutsche Außenpolitik und Europäische Union in das 16. Jahrhundert zurück. Es folgt eine einseitige Geschichte der Leistungen Englands als Seapower. In seiner Erzählung war die Unabhängigkeit der USA die Folge eines bewussten Aufgebens der nördlichen Kolonien zugunsten der Zuckerinseln in der Karibik, wodurch England im Stande gewesen sei, Frankreich und Spanien später ökonomisch zu besiegen (S. 283).

Es überrascht wenig, dass Sklaverei hier nur im Kontext ihrer Bekämpfung vorkommt (S. 291–294). Auch koloniale Konflikte oder die Opiumkriege werden ausgeblendet, denn laut Lambert stand das Empire für Fortschritt, Frieden in Europa und Vernetzung des Globus. Seinen Status als Seapower habe England aber in den beiden Weltkriegen verloren, wohinter Lambert eine gezielte Politik der USA sieht, die England als Seapower habe zerstören wollen (S. 303–307). Nach dem



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/)

Verlust sowohl der realen Machtmittel als seiner maritimen Identität habe das Vereinigte Königreich dann einen Tiefpunkt erreicht, als es der späteren EU beigetreten sei und »its history and the profound ties of culture and family« aufgeben habe, die das Commonwealth geprägt hätten (S. 319).

Nimmt man die von Lambert geschaffene Narration insgesamt in den Blick, stechen zwei simple Stereotype hervor: Erstens die positiven Seapowers, denen die westliche Welt von politischer Partizipation über wirtschaftliche Freiheit bis hin zur Offenheit für neue Ideen alles zu verdanken habe (S. 323–325); zweitens die kontinentalen Mächte, die eine von Seapowers ausgehende Gefahr für ihre restriktiven Regime erkennen und sie deswegen bewusst bekämpfen – verbunden mit einer die Jahrtausende überspannenden »enduring continental aversion for all things maritime« (S. 26). Laut Lambert strebten außerdem alle historischen Kontinentalmächte nach Hegemonie, hatten eine gelenkte Wirtschaft, wurden absolutistisch-monarchisch regiert und verhinderten durch ihre Verfassung die Partizipation wirtschaftlicher Eliten.

Lambert zeichnet durch die Anpassung historischer Ereignisse an diese Theorie letztlich Zerrbilder, die ihm als historisches Fundament für eine politische Botschaft dienen. In einem Kapitel über »Seapower Today« und in seinem Fazit legt er dar, dass es heute keine echte Seapower mehr gebe. Staaten mit großen Flotten wie die USA oder China denken seiner Ansicht nach kontinental und Staaten mit maritimer Identität wie Japan oder Norwegen hätten keine großen Flotten. Eine neue Seapower könne aber an die von Lambert imaginierte Tradition anknüpfen und eine angebliche politische Lücke füllen. England müsse hierfür eine bewusste Wende zu einer maritimen Kultur vollziehen, die auf den von Lambert mehrfach erwähnten Bau neuer Flugzeugträger aufbauen könne.

Lambert sieht hierfür gewissermaßen sogar eine Notwendigkeit, die sich aus seinem Europabild ergibt, denn die EU ist für ihn »an unaccountable protectionist system that has impoverished and infantilised most member states, to the advantage of German industry in order to integrate old, culturally diverse nations into a homogenised monolith« (S. 319). Er sagt außerdem voraus: »Europe will become an empire, not a nation, closer to Russia and China than the liberal democratic nation states that are the legacy of seapower« (S. 319).

Angesichts von Lamberts Qualifikationen ist anzunehmen, dass seine zum Teil verfälschenden Auslassungen oder sinnentstellenden Zuspitzungen und Aktualisierungen kein Versehen sind. Insofern ist sein Buch als ein herausragendes Beispiel für politische Historiographie in unserer Gegenwart und für den Versuch zu sehen, eigene Ansichten durch angebliche historische Gesetzmäßigkeiten zu legitimieren. Für Geschichte als Wissenschaft sind solche von Experten verfassten und von namhaften Verlagen prominent beworbenen populärhistorischen Werke eine ernstzunehmende Herausforderung und die Auseinandersetzung mit ihnen sollte eine wichtige Aufgabe für die kommenden Jahrzehnte sein.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Philippa Maddern, Joanne McEwan, Anne M. Scott (ed.),
Performing Emotions in Early Europe, Turnhout (Brepols)
2018, XII–293 p., 25 fig. (Early European Research, 11), ISBN
978-2-503-57237-6, EUR 80,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Xavier Biron-Ouellet, Montréal (Québec)

Le livre »Performing Emotions in Early Modern Europe« est issu du colloque inaugural du Centre of Excellence for the History of Emotions (CHE) tenu en 2011, intitulé »Emotions in Medieval and Early Modern Worlds«. Ce centre de recherche financé par le Australian Research Council est l'un des principaux animateurs du champ de l'histoire des émotions. En préface, les éditeurs nous expliquent la raison malheureuse du long délai entre la tenue du colloque en 2011 et la parution du livre en 2018: Philippa Maddern, éditrice principale du livre et fondatrice du CHE, est décédée en juin 2014. Le projet ne fut repris qu'en 2015 grâce à l'implication d'Anne Scott, qui s'est jointe à Joanne McEwan pour mener à bien la publication.

Entre 2011 et 2018, le champ de l'histoire des émotions a considérablement évolué. Bien que les éditrices aient pris en compte cette évolution dans leur introduction en intégrant quelques articles et livres clés parus entre-temps, elle est cependant plus ou moins bien reflétée dans les différents chapitres du livre. Par exemple, alors que l'introduction évoque le »style émotionnel« comme notion de référence, aucune contribution ne s'y réfère explicitement. De fait, ce sont les éditrices qui, dans l'introduction, doivent expliquer en quoi les différents auteurs appliquent les idées récentes. Ce décalage est toutefois compréhensible étant donné le contexte particulier de la publication; en outre, l'introduction intègre de manière réussie l'ensemble des chapitres dans le paysage actuel du champ de l'histoire des émotions.

Les éditrices ont choisi de recourir au concept de »performance« pour donner une unité au volume. Elles considèrent l'expression des émotions dans les textes, les arts visuels et les paysages sonores comme autant de performances non pas uniques, mais ritualisées et souvent répétées. Il s'agit pour elles de saisir comment l'émotion, comprise comme une construction sociale dont le cadre est flexible, est actualisée par les acteurs du passé en fonction de leur contexte immédiat. Ainsi, la conclusion unissant l'ensemble des contributions consiste à comprendre les émotions évoquées dans les sources comme appropriées (les éditrices utilisent le concept d'»appropriateness«) à des contextes historiques et culturels précis.

La périodisation »early Europe« indiquée dans le titre du livre brouille la frontière entre le Moyen Âge et la Renaissance afin de donner une unité temporelle à un volume qui contient sept contributions portant sur la fin du Moyen Âge, deux sur le XVI^e siècle, deux sur les XVII^e–XVIII^e siècles et une sur la période contemporaine. Il aurait cependant été intéressant de justifier cette unité implicite, car elle ne va pas de soi: est-ce que l'Europe du XVII^e siècle peut être qualifiée de »early«? Le volume est divisé en quatre sections: 1) performativité émotionnelle dans la musique, la littérature et les arts visuels; 2) performance sociale; 3) performance religieuse; 4) reconstitution d'une performance émotionnelle.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

La logique de cette division crée une certaine confusion par rapport à la nature des contributions. Par exemple, la section »performance religieuse« compte trois textes d'histoire de l'art qui auraient plutôt relevé de la section sur la performativité dans les arts visuels. Ainsi, une division tripartite entre performance visuelle, performance auditive et performance textuelle aurait été plus logique et aurait aidé le lecteur à mieux s'orienter dans le volume. Enfin, la quatrième section contient une contribution unique et tout à fait particulière dans laquelle Steve Chinna analyse la perception des émotions chez les acteurs et les spectateurs de la pièce de théâtre »La Duchesse d'Amalfi« de John Webster (1612–1613) mise en scène à Perth en 2011. Le choix d'inclure ce texte dans un tel volume est à la fois audacieux et ingénieux, ce qui illustre bien les façons de faire du CHE.

Les différentes contributions amènent le lecteur à redécouvrir des sources historiques du point de vue de l'histoire des émotions. À titre d'exemple, le texte de Matthew S. Champion sur le »Tractatus de duplici ritu cantus ecclesiastici in divinis officis« de Gilles Carlier (composé vers 1470) est une analyse claire et concise qui nous fait entrer dans le monde de la musicologie médiévale. L'auteur y applique astucieusement la notion de »récit émotionnel« (*emotional narrative*) pour exprimer la transition affective du deuil à la joie lors d'offices religieux.

La contribution de Louise Marshall constitue un autre moment fort du volume, où l'historienne démontre avec brio comment les images représentant les ravages de la peste provoquent une expérience psychologique spécifique chez leurs spectateurs de la fin du Moyen Âge et du début de la Renaissance. Parmi les autres sujets abordés sous l'angle des émotions, nous retrouvons les textes historiographiques anglo-normands (Lindsey Diggelmann), la correspondance de la famille Orange-Nassau (Susan Broomhall et Jacqueline Van Gent), le son des clochers d'église dans l'Angleterre élisabéthaine (Dolly MacKinnon), les miracles survenus sur la tombe du roi Saint-Louis à Saint-Denis (Megan Cassidy-Welch), ou encore la théologie de Martin Luther (Susan C. Karant-Nunn). De manière générale, chaque texte contribue à démontrer la dimension performative de l'expression affective dans les textes ou images à l'étude.

Du strict point de vue de l'histoire des émotions, deux faiblesses récurrentes sont constatées. D'une part, plusieurs concepts-clés – comme l'»émotif« de William Reddy, l'»émotionologie« de Peter Stearns ou encore la »communauté émotionnelle« de Barbara Rosenwein – sont régulièrement évoqués, mais sans être véritablement appliqués dans les analyses. En quoi ces concepts nous aident-ils à mieux comprendre la vie affective des hommes et femmes du passé? D'autre part, et bien que ce soit l'un des angles d'approche privilégiés par les éditrices, on ne croise pas de réflexion sur l'adéquation entre notre vocabulaire affectif contemporain et celui utilisé dans les sources. Est-ce qu'un terme que nous considérons aujourd'hui comme désignant une émotion l'était aussi pour un auteur du XV^e siècle?

Appliquer notre vocabulaire affectif moderne à un contexte historique révolu pose un problème assez commun en histoire des émotions. En effet, si la peur, la colère ou l'amour peuvent bien être des émotions pour les médiévaux (c'est-à-dire des mouvements de l'âme, des *affectus* ou des passions), dans quelle mesure des mots comme »loyauté«, »foi« ou »honneur« peuvent aussi être considérés comme des mots d'émotion? Quelle que soit la réponse qu'on apporte à cette question, il convient de la justifier afin de bien clarifier les objets de recherche.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

Malgré ces petits bémols, ce livre est le résultat d'un travail créatif marqué par l'ouverture disciplinaire et par la volonté d'expérimenter de nouvelles voies pour approcher les sources historiques. Ce volume est ainsi tout à fait représentatif du travail effectué au CHE ces dernières années et suscitera une bonne dose de stimulation intellectuelle chez le lecteur.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jean-Clément Martin, La Terreur. Vérités et légendes, Paris (Perrin) 2017, 240 p. (Vérités et légendes), ISBN 978-2-262-06773-1, EUR 13,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Guido Braun, Mülhausen/Mulhouse

Zweifellos gehört die im zu besprechenden Buch behandelte *Terreur* (zumeist mit »Schreckensherrschaft« ins Deutsche übersetzt) zu den »großen« Themen der Französischen Revolution und der Geschichte revolutionärer Bewegungen im Allgemeinen. In welchem Kontext ist dieser Begriff ursprünglich zu verorten?

Mit der faktischen endgültigen Entmachtung König Ludwigs XVI. durch die revolutionären Unruhen des 10. August 1792 entstand in Frankreich ein Machtvakuum, das sich sukzessive vergrößerte und schließlich 1793–1794 von neu etablierten Institutionen einer Revolutionsregierung wieder gefüllt wurde. Sie verliehen Frankreich erneut eine durchsetzungsfähige Exekutive. Der Aufbau und die Vorgehensweise dieser Revolutionsregierung folgten keinem systematischen Plan, sondern entwickelten sich in einem kontingenten Prozess unter dem Eindruck innen- und außenpolitischer sowie militärischer Ereignisse und Entwicklungen.

Zentrales Organ der Revolutionsregierung und mithin wichtigstes exekutives Gremium war der Wohlfahrtsausschuss. Unter dem extremen Druck innerer und äußerer Bedrohung der Republik lenkte der Wohlfahrtsausschuss die Geschicke Frankreichs mit harter Hand. Diese auf Gewalt und Repression basierende Politik wird als *Terreur* bezeichnet und hat ihren unmittelbaren Ursprung in der im Frühjahr 1793 eingeläuteten Existenzkrise der ein halbes Jahr zuvor begründeten französischen Republik. Bestimmt wurde diese Politik, die auf die aktuellen Problemlagen mit der Schaffung revolutionärer Sonderinstitutionen antwortete, im Parlament, dem Nationalkonvent, zunächst durch die Girondisten, dann seit Juni durch die Bergpartei (Montagnards), welche die zuvor im Keim angelegte »Revolutionsregierung« und dann die »Schreckensherrschaft« zu ihrer vollen Entfaltung brachten.

Die Diskussion über die *Terreur* wird dadurch erschwert, dass der Begriff keineswegs eindeutig ist und verschiedene Versuche, typologische Deutungsmuster zu etablieren, miteinander konkurrieren. Im politischen (und polemischen) Sprachgebrauch verdichtet sich seine Verwendung seit dem Spätsommer 1793 als Ausdruck (sozial-)revolutionärer Forderungen nach einer wehrhaften Republik, wird aber seit dem Herbst 1794 ideologisch gegen die zuvor betriebene Politik gekehrt und bestimmt diese kategoriell als im Kern willkürlich und unrechtmäßig. Dabei wurden Ausdrücke wie »règne de la Terreur« (Schreckensherrschaft) oder »système de la Terreur« geprägt, die dieser Herrschaft einen systemischen Charakter unterstellten. Diese Begriffsverwendung entstand aus der nachträglichen Abgrenzung der für den Sturz Maximilien Robespierres verantwortlichen »Thermidorianer« von der bis Juli 1794 betriebenen Politik heraus, an der viele dieser Thermidorianer tatsächlich aber mitgewirkt hatten. Indem sie den Fokus auf andere Akteure, allen voran Robespierre, richteten und die *Terreur* als



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

in sich abgeschlossenes System von der eigenen politischen Gegenwart abschotteten, versuchten sie sich (teilweise erfolgreich) zu salvieren.

Schließlich wird der polymorphe Terminus *Terreur* zur Bezeichnung einer Epoche innerhalb der Französischen Revolution verwendet, insbesondere für den Zeitabschnitt zwischen Frühjahr/Sommer 1793 und Sommer 1794. So wurde aus der *Terreur* als einem Leitbegriff der zeitgenössischen politischen Debatten die *Terreur* als Epochensignum.

Ein Konsens über den Epochenbegriff und seine zeitliche Eingrenzung wurde in der Forschung nicht erzielt. Unterschiedlich bewertet wurde und wird auch das Verhältnis zwischen der *Terreur* und den vorhergehenden Phasen der Französischen Revolution. Mit der Frage der Einordnung der »Schreckensherrschaft« in die französische Revolutionsgeschichte verbunden ist die Diskussion um das grundsätzliche Verhältnis von Revolution und Gewalt. Bisweilen wird der Begriff *Terreur* auch auf andere Zeitabschnitte der Französischen Revolution angewendet, die mit signifikanten Gewaltausbrüchen verknüpft waren.

Neben den verschiedenen Konnotationen des Begriffs *Terreur* ist es aber vor allem die ideologische Aufladung der Diskussion um die *Terreur*, die eine wissenschaftliche Aufarbeitung erschwert. Wie wenige andere historische Ereignisse und Entwicklungen, ist die Wahrnehmung der *Terreur* durch den Filter der jeweiligen historischen, politischen und gesellschaftlichen Position des Betrachters geprägt.

Einerseits betrifft die Diskussion um die *Terreur* also Grundprobleme der Geschichte der Französischen Revolution und revolutionärer Gewalt, andererseits erschweren ideologische Prämissen ihre Deutung.

Umso begrüßenswerter ist es, dass sich der renommierte und durch ausgewogene Darstellungen zur Geschichte der Französischen Revolution ausgewiesene Historiker Jean-Clément Martin, Emeritus der Universität Paris 1 Panthéon-Sorbonne und ehemaliger Direktor des Institut d'histoire de la Révolution française, in einem jüngst erschienenen Buch zu Wahrheit und Legenden der *Terreur* widmet, denn kaum ein Terminus der französischen Geschichte ist aus den dargelegten Gründen so zentral für das Verständnis eines grundlegenden Problems der (französischen) Geschichte und zugleich so umstritten wie die *Terreur* in ihren verschiedenen semantischen Facetten. Die *Terreur* bedarf daher in besonderer Weise einer der ideologischen Implikationen bewussten und jene offenlegenden Aufarbeitung.

Jean-Clément Martin gelingt dies in seinem Buch in vorzüglicher Weise. Schicht für Schicht dekonstruiert der Verfasser die Genese des Mythos von der *Terreur*, welcher zu ihrer Vereinnahmung für die Klassifizierung totalitärer Regime des 20. Jahrhunderts, von der »terreur rouge« in der UdSSR, China und Kambodscha bis hin zur »terreur brune« in Nazi-Deutschland, führte. Doch nicht nur die »Wirklichkeit«, sondern auch die »Legende« der *Terreur* gehen, wie Clément in seinem Vorwort hervorhebt, bereits auf die Akteure der Revolutionsdekade zwischen 1789 und 1799 selbst zurück. Aus der Vielschichtigkeit der Bedeutungszuschreibungen resultiert eine Heterogenität auch in der Forschungslandschaft, die mehr als zweihundert Jahre nach den revolutionären Ereignissen dazu führte, dass weder über die genaue Begriffsbestimmung noch über die Dauer der *Terreur* als Abschnitt der Revolutionsgeschichte eine Übereinkunft zu erzielen sei. Die Antwort auf ihren Beginn hänge beispielsweise mehr von den Überzeugungen (*convictions*) als vom Fachwissen (*connaissances*) ab. Clément beabsichtigt zum einen, in seinem Werk darzulegen, dass die *Terreur* – entgegen einer



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

zwar längst widerlegten, aber dennoch weit verbreiteten Fehlannahme – durch die französischen Revolutionäre niemals auf die »Tagesordnung« gesetzt und juristisch entsprechend verankert wurde. Zum anderen versucht er die Konstruktion des Mythos *Terreur*, die dahinter stehenden Mechanismen und die mit der Legendenbildung verbundenen politischen Absichten offenzulegen (vgl., besonders für die Zitate: »Avant-propos«, S. 7–11).

In 32 Kapiteln widmet sich Clément den zentralen Aspekten der Geschichte der *Terreur*, ihrer Datierung, der Rolle von Akteuren, Institutionen, Instrumenten und Strukturen, den gesetzlichen Grundlagen, der Diskussion um die Opfer(-zahlen), der Ausprägung der Schreckensherrschaft in Paris, den Provinzen (namentlich auch der Vendée) und in den Kolonien sowie der Transformation der *Terreur* zu einer Denkkategorie, einem Mythos, einem literarischen Gegenstand und schließlich zur Präfiguration der Totalitarismen des 20. Jahrhunderts.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die diversen semantischen Ebenen des Begriffs durch Clément mit chirurgischer Präzision voneinander getrennt und zugleich deren Wechselwirkungen offengelegt werden. Obwohl der Verfasser in zentralen Fragen der Debatte um die *Terreur* deutlich Stellung bezieht (beispielsweise mit einer klaren Absage an die Datierung ihres Anfangs im Revolutionsjahr 1789), bildet sein sachlich wie stilistisch überzeugendes Buch vor allem ein Plädoyer für die Versachlichung der ideologisch aufgeladenen Diskussion. Über seinen konkreten Untersuchungsgegenstand hinaus, zeigt es ferner die Erkenntnispotentiale der Erforschung historischer Mythenbildungen und ihrer (politisch-ideologischen) Instrumentalisierung auf.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Christy Pichichero, *The Military Enlightenment. War and Culture in the French Empire from Louis XIV to Napoleon*, Ithaca, London (Cornell University Press) 2017, XII–3302 p., 4 maps, 16 b/w ill., ISBN 978-1-5017-0929-6, USD 49,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Isabelle Deflers, Fribourg-en-Brisgau

Au sein de la «nouvelle histoire militaire» qui s'interroge sur les liens entre le militaire et la société à l'époque moderne, les études consacrées aux influences réciproques entre les représentants des Lumières et les experts militaires constituent un tout nouveau champ de recherche. Les rares études sur ce sujet ont été menées tout d'abord par Azar Gat sur les origines de la pensée militaire des Lumières jusqu'à Clausewitz, publiées en 1989, par Michael Sikora et Daniel Hohrath en Allemagne dans les années 1999–2007 et plus récemment par Bernard R. Kroener, mais surtout par Hervé Drévilion, Arnaud Guinier en France et par Jonathan Abel aux États-Unis.

Leur objectif est d'étudier la fonction des experts militaires en tant que transmetteurs d'un certain savoir militaire à la fois au-delà des frontières nationales – du fait de leurs voyages et des observations qu'ils en ont tirées – mais aussi au-delà du seul cercle des officiers et experts militaires pour les diffuser dans les milieux érudits de leur époque. Le livre de Christy Pichichero sur les Lumières militaires en France de Louis XIV à Napoléon s'inscrit exactement dans cet esprit et nous livre une démonstration parfaitement convaincante de ces liens encore peu connus entre deux mondes qui, a priori, semblent s'opposer.

L'armée fut l'une des rares institutions de l'Ancien Régime à transformer les théories progressistes en pratiques, rendant ainsi les Lumières – à première vue théoriques – opérationnelles sur les champs de bataille en Europe ainsi que dans les pays d'Outre-mer et dans les colonies. Pichichero examine les nouvelles réflexions des experts et de l'opinion publique éclairée concernant la guerre, du XVIII^e siècle à nos jours. L'affirmation d'un État fiscal-militaire de plus en plus exigeant en même temps que la prise de conscience de l'importance de l'humain dans le discours militaire est à l'origine d'une réflexion sur les moyens à mettre en œuvre pour limiter les conséquences dramatiques de la guerre non seulement sur les populations civiles, mais aussi sur l'esprit, le corps et le cœur des militaires. Les officiers, les administrateurs et le personnel médical français ont ainsi contribué par leurs écrits inspirés d'une nouvelle humanité, à faire progresser les idées sur les droits de l'homme et du citoyen, sur la psychologie militaire et la justice sociale.

Christy Pichichero nous livre donc ici une nouvelle interprétation du lien entre les Lumières françaises et la guerre. Le plus souvent, on considère que les Lumières ont élaboré une conception mécanique de la guerre, cherchant ainsi à en faire une science exacte suivant laquelle il suffirait de s'entraîner sur des champs de manœuvre en temps de paix pour l'incorporer et devenir un professionnel de la «tactique moderne» – selon les termes de l'époque. Pichichero reconnaît que l'esprit rationnel du siècle des Lumières a effectivement stimulé les idées militaires, mais elle souligne surtout l'influence des Lumières sur une nouvelle sensibilité quant au rôle de la psychologie humaine dans la guerre. De nombreux



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

penseurs français du XVIII^e siècle comprenaient en effet le facteur humain comme le principe fondamental sur lequel reposait l'efficacité militaire, d'où la référence obligatoire au patriotisme et à «l'esprit national de la France» dès cette époque. C'est ce qui explique aussi l'accent mis au sein de l'armée sur la sociabilité, l'humanité et une définition plus large de l'héroïsme.

Contrairement donc à une vision mécanique de la guerre qui transforme les soldats du XVIII^e siècle en simples machines, Pichichero montre que les penseurs du siècle des Lumières ont mis l'accent sur la sensibilité humaine. Maurice de Saxe, qui est reconnu comme l'un des fondateurs de la psychologie militaire, illustre en fait un mouvement plus vaste qui met l'accent sur le bien-être émotionnel et physique des soldats.

Dans le même esprit apparaissent dans la seconde moitié du XVIII^e siècle, et en particulier à partir de la fin de la guerre de Sept ans en 1763, de nouveaux types de «héros» issus non plus uniquement de la haute noblesse mais aussi de la basse noblesse et du tiers-état. Les «héros subalternes» ainsi que les héroïques soldats avaient pour eux de défendre la famille et la nation contre les attaques des agresseurs. Apparurent alors la notion de soldat-citoyen et le service militaire compris comme un élément central de la citoyenneté. Ces nouvelles conceptions atteignirent leur apogée lors des guerres révolutionnaires et napoléoniennes. Elles s'illustrent dans les liens étroits qu'entretenait Napoléon avec ses troupes, son souci d'assurer leur bien-être et les récompenses qu'il attribua aux «soldats ordinaires» en fonction de leur mérite. Ainsi, contrairement aux idées reçues, la prise en compte du facteur humain n'est pas antinomique à l'efficacité militaire puisque ses troupes ainsi motivées ont contribué à ses succès militaires.

Le livre de Pichichero met également en évidence les lignes de continuité entre les débats menés au XVIII^e siècle et les fruits qu'ils donnèrent plus tard tel que par exemple l'influence des réflexions nouvelles menées sur le traitement des prisonniers de guerre dans les conventions de Genève ultérieures. De même, les critiques dirigées par de nombreux représentants des Lumières contre la brutalité de la discipline militaire (illustrée entre autres par les coups de plat de sabre) ont marqué le début des idées modernes des droits de l'homme. On retrouve ici les idées non seulement humanitaires mais surtout utilitaristes de Cesare Beccaria et plus tard du fameux docteur Guillotin, et c'est là que surgissent les limites des concepts de fraternité, d'humanité et d'égalité qui certes apparaissent au siècle des Lumières, mais qui ne prendront leur définition actuelle qu'à partir de 1789.

En effet, l'image héroïque des soldats français encouragés par Maurice de Saxe et Napoléon a également célébré leur puissance sexuelle et ne répugnait pas le viol, largement employé par les armées napoléoniennes. On ne soulignera jamais assez les fameuses «contradictions» des Lumières qui, d'un côté, défendirent la raison et les valeurs humaines mais qui, de l'autre, refusèrent aux femmes leur statut de citoyennes et dénièrent aux Noirs leur statut d'homme à part entière, exceptions faites de quelques-uns tel Diderot, Mirabeau, Raynal, d'Holbach, etc.

En résumé, Pichichero montre combien les idées élaborées et transmises par les Lumières issues des milieux intellectuels de la société civile et celles issues du cercle des militaires se faisaient finalement échos les unes aux autres. Leurs représentants s'intéressaient en effet aux mêmes choses, fréquentaient les mêmes lieux de sociabilité, écrivaient dans les mêmes revues, faisaient les mêmes voyages, débattaient les



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

uns avec les autres, se liaient parfois d'amitié, voire même partageaient les mêmes passions amoureuses. À titre d'exemple, je citerai la brillante carrière du comte de Guibert (1743–1790) qui illustre parfaitement ces liens et font de lui l'incarnation idéale-typique de ces »Lumières militaires« dont Christy Pichichero a retracé si brillamment la genèse, l'évolution et les influences.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Nathalie Pigault, Les Faux Napoléon, 1815–1823, Paris (CNRS Éditions) 2018, 240 p., 19 p. d’annexes (Histoires d’imposteurs impériaux), ISBN 978-2-271-09285-4, EUR 20,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Volker Sellin, Heidelberg

Das Auftreten von falschen Herrschern oder selbsternannten Thronprätendenten offenbart eine Krise der Legitimität der davon betroffenen Monarchie. Einer der bekanntesten Fälle dieser Art in der europäischen Geschichte der Neuzeit ist der sogenannte falsche Demetrius, der im Juli 1605 in Moskau zum Zaren gekrönt wurde, aber schon im folgenden Jahr einem Mordanschlag zum Opfer fiel. Insgesamt sind in Russland im 17. Jahrhundert mindestens 23, im 18. Jahrhundert mindestens 44 Thronprätendenten in Erscheinung getreten. Für Frankreich hat Yves-Marie Bercé 1990 in seinem Buch »Le roi caché« rund 40 Personen identifiziert, die sich als Ludwig XVII. ausgaben und behaupteten, Sohn des 1793 hingerichteten Königs Ludwig XVI. zu sein.

In der vorliegenden Untersuchung entfaltet Nathalie Pigault auf der Grundlage von Polizei- und Gerichtsakten, die sie in den Archives nationales Paris und in den Archiven der Départements Ain und Isère aufgespürt hat, die Geschichte von vier Männern, die sich in den Jahren nach der zweiten Restauration der Bourbonen im Sommer 1815 als Napoleon Bonaparte ausgaben und in den Départements Ain, Isère und Lozère Anhänger um sich sammelten: Mathieu Félix, Jean-Baptiste Ravier, Jean Charnay und Pater Hilarion (Joseph) Tissot. Félix, Ravier und Charnay waren Soldaten gewesen, Félix und Ravier hatten an den Feldzügen Napoleons teilgenommen. Hilarion Tissot hatte Medizin studiert und mehrere Hospize für Geisteskranke gegründet.

Den Betrug der Hochstapler erleichterte der Umstand, dass die Menschen, denen sie begegneten, Napoleon niemals aus der Nähe gesehen hatten. Ihr vorübergehender Erfolg offenbart nicht nur die fortdauernde Anhänglichkeit vieler Franzosen an den gestürzten Kaiser, vor allem unter der ländlichen Bevölkerung, sondern auch die brüchige Legitimität der 1814 restaurierten Dynastie der Bourbonen und Ludwigs XVIII., zumindest in den ersten Jahren seiner Regierung. Sympathie erkaufte sich die falschen Napoleons vor allem mit materiellen Versprechungen wie Steuererleichterung oder der Übernahme von Schulden durch den Staat. Jean Charnay kam mit dieser Propaganda 1817 die damals herrschende Hungersnot entgegen. Die vier Hochstapler litten selbst materielle Not. Vermutlich rührte daher ihr eigentlicher Antrieb. Sie ließen sich bereitwillig zu Tisch bitten und beherbergen und wiesen auch finanzielle Zuwendungen aus der Bevölkerung nicht zurück. Auf offene Ohren stießen sie vor allem bei ehemaligen Soldaten, die den glorreichen Zeiten unter dem Kaiser nachtrauerten.

Die Behörden verfolgten die Betrüger mit Härte und offenbarten auf diese Weise ihre Beunruhigung über die mangelnde Loyalität von Teilen der Bevölkerung gegenüber der Dynastie der Bourbonen und ihre Sorge um die Stabilität der erst seit kurzem restaurierten Monarchie. Ernstlich gefährden konnten die falschen Kaiser die bestehende Ordnung jedoch schon deshalb nicht, weil sie isoliert und ohne Gefolge in einem



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l’Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

eng umschriebenen geographischen Raum operierten. Wenigstens Teile der Armee für sich zu gewinnen, hat offenbar keiner von ihnen versucht. Dementsprechend scheinen sie auch keine konkreten Pläne zur Eroberung der Macht in Frankreich entwickelt zu haben. Allerdings setzte die Verfolgung der Betrüger und ihrer Sympathisanten durch die Justiz in den betroffenen Gebieten die ohnehin schwankende Zustimmung zur restaurierten Monarchie zusätzlich aufs Spiel. Die von den Gerichten verhängten Strafen waren hart, fielen jedoch höchst unterschiedlich aus. Félix wurde am 17. Oktober 1815 zu sechs Monaten Gefängnis und einer Geldstrafe von 50 Francs verurteilt, Ravier am 28. Juni 1816 zu 18 Monaten und 50 Francs und Charnay am 27. August 1817 zu fünf Jahren und 50 Francs. Pater Hilarion Tissot dagegen kam ohne Strafe davon.

Solange Napoleon lebte, und sei es auch in der Verbannung auf St. Helena, wohin ihn die britische Regierung nach der Schlacht von Waterloo hatte verbringen lassen, konnte Ludwig XVIII. sich seines Throns nicht sicher sein. Erst des Kaisers Tod am 5. Mai 1821 befreite ihn von der verbleibenden Ungewissheit, nahm er doch jedem Betrüger endgültig die Möglichkeit, sich als Napoleon auszugeben.

Pigaults Untersuchung beruht auf Akten in den Archives nationales und in den Archiven der Departements Ain und Isère, auf Zeitungsberichten und Memoiren und auf den Schriften von Hilarion Tissot, einem der behandelten Hochstapler. Das ausführliche Quellen- und Literaturverzeichnis und der reichhaltige Anmerkungsapparat dokumentieren die Sorgfalt, mit der die Autorin gearbeitet hat. Ihr Buch ist ein wertvoller Beitrag zur Wirkungsgeschichte Napoleons bis 1823 und zur Geschichte der Restauration in Frankreich. Sein besonderer Vorzug besteht darin, dass es für das Untersuchungsgebiet einen Blick auf die Einstellungen der einfachen Leute gegenüber Napoleon ermöglicht.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Yvonne Rickert, Herrscherbild im Widerstreit. Die Place Louis XV in Paris: ein Königsplatz im Zeitalter der Aufklärung, Hildesheim, Zürich, New York (Georg Olms) 2018, 425 S. (Studien zur Kunstgeschichte, 209), ISBN 978-3-487-15538-8, EUR 84,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Helen Watanabe-O'Kelly, Oxford

This book deals with the place de la Concorde in Paris in its original form as the place Louis XV, a spacious square of about 250 by 170 metres on the right bank of the Seine marked off with architecture on only one side, the side opposite the river, and on the other sides by sunken ditches. The buildings on the north side are divided by the rue Royale which leads directly to the church of the Madeleine. The square was then, and is now, bordered to the east by the Tuileries Gardens and to the west by the Champs-Élysées. However, instead of the obelisk and fountains we know today, the original square was designed to surround and frame a life-size bronze equestrian statue of Louis XV. All that remains of this statue, after its destruction in the French Revolution, is the king's right hand.

The book begins by describing the concept of the »place royale« as established by Louis XIV in the seventeenth century, namely, a square with regular architecture in the middle of which is a statue of the king. A prime example of this is the place des Victoires in Paris, built in 1686 after the Treaty of Nijmegen and glorifying the victorious Louis XIV. The original statue, melted down in 1792, depicted a standing Louis XIV in coronation robes, trampling on a Cerberus representing the defeated Quadruple Alliance of the Netherlands, Austria, Spain and Lorraine. These territories were represented again on the base of the statue in the guise of four slumped figures depicting defeat, resignation, anger and hope.

The equestrian statue of Louis XIV currently to be seen in this square dates to 1822 and returns to the conception of the victorious king by showing him in Roman dress on a rearing horse. Rickert's main point in the book, made again and again, is that Louis XV wished to be presented not as a victorious general but rather as a victorious king of peace. After Louis accepted the offer of the city of Paris to erect a statue to him, there was great difficulty in finding the right site, in arriving at the final plan for the square and in identifying an architect and a sculptor. The king gave up part of the site which was in his own possession, Ange-Jacques Gabriel was chosen as the architect and Edme Bouchardon as the sculptor.

The monument was commissioned after the Peace of Aix-la-Chapelle in 1748 which ended the War of the Austrian Succession and caused France to lose territory. It was cast in 1758 during the Seven Years' War, which ended in 1763 with France's defeat and the loss of even more territory. The monument was inaugurated on 21 June 1763 with a festival of peace which, the author says, was meant to distract attention from France's lack of diplomatic success (p. 165). The festival included a »Te Deum«, a firework display, theatrical performances and what the author calls a joust which seems to have taken place on the Seine, though she does not go into details.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

She does go into great detail to demonstrate the very divergent opinions expressed during the planning stage, exemplified, for instance, by plans that were not realized, and the equally varied and often critical judgements of the monument once it had been unveiled. The openness of the square on three sides, at that time in a part of the city not yet built up, made it, as she says, a stage on which to present the statue of the king (p. 86) and both plan and monument can be regarded as forward-looking and innovative. Instead of a plinth surrounded with defeated enemies, as Louis XIV's was in the place des Victoires, Louis XV's statue was supported by four caryatids representing respectively Strength, Justice, Love of Peace and Prudence.

It seems, however, that the king's subjects would have preferred a monument presenting a victorious general rather than a king of peace. They were, however, expected to celebrate the peace in 1763 by illuminating their houses and were informed of the correct joyful behaviour they were to exhibit by means of an *Ordonnance de Police* posted around the city beforehand (p. 161). As discussed in the final chapter of the book, the place Louis XV is an indicator of the relationship between this monarch and his subjects.

The volume is beautifully produced, of the standard we expect from the publishing house of Olms; indeed, with its 106 illustrations, of which 31 are in colour, it is extraordinarily lavish for the book version of a doctoral dissertation accepted by the University of Marburg in 2015. It includes an appendix of 69 pages of documents, correspondence, travellers' accounts, poems, literary and journalistic pieces relating to the place Louis XV. While it gives full and exhaustive detail about the planning and execution of the monument and the square in which it was set, it betrays its origins as a thesis in its repetitious and plodding style.

The text could have been shortened by cutting out such frequent signposting phrases as »Es wird nun ausführlicher darzulegen sein ...« (p. 41) and »Die bereits angedeuteten möglichen Funktionen der Anlage gilt es nun genauer zu betrachten« (p. 94) and it is a great pity that no native speaker of English could have been found to correct the four-page English summary, which is riddled with mistakes and infelicities. However, the book relates an interesting chapter in the history of Paris during the *ancien régime* and demonstrates with a wealth of pictorial and textual source material the intertwined roles of city, king and subjects in the design, execution and reception of such a prominent space and carefully considered monument in the period before the Revolution swept at least the latter away.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

10.11588/frrec.2019.1.59827rezensiert von | compte rendu rédigé par
Markus Debertol, Innsbruck

»Renegade and Prophet« nennt Lyndal Roper Martin Luther im Untertitel ihrer breit angelegten, 2016 erstmals erschienenen Biografie, auf deren Cover der Reformator, noch als Mönch und mit einem Heiligenschein ausgestattet, verklärt Richtung Himmel blickt. Der hagiografische Eindruck, den die Covergestaltung weckt, bestätigt sich bei der Lektüre aber nicht. Die Australierin Roper, derzeit Regius Professor am Oriel College Oxford, ist eine ausgewiesene Expertin für deutsche Geschichte des 16. Jahrhunderts mit zahlreichen Publikationen zur Reformation, zur Geschlechtergeschichte und zur Hexenverfolgung. Die vorliegende Luther-Biografie ist das Ergebnis einer zehnjährigen Beschäftigung mit dem Reformator, aus der bereits eine ganze Reihe von Publikationen hervorgegangen ist.

Das merkt man – Ropers breite Quellenkenntnis ist ebenso eindrucksvoll wie die Leichtigkeit, mit der sie die enorme Menge an Material in die Erzählung einbindet. Sie interessiert sich vor allem für die Person Luther, will sein »inner development« (S. 9) nachzeichnen, ohne dabei aber das Umfeld aus den Augen zu verlieren, durch das Luther geprägt wurde und das er mitprägte. Im ersten der insgesamt 19 Kapitel widmet sich die Autorin deshalb ausführlich der Stadt Mansfeld, in der Martin Luther seine Kindheit verbracht hat. Das umfassende Panorama, das Roper von diesem Bergwerks-Zentrum zeichnet, ist programmatisch für das ganze Buch: Es ist der meist gelungene Versuch, Luther sowohl als Akteur und Individuum als auch in seiner Eingebundenheit in soziale Realitäten und zwischenmenschliche Beziehungen zu charakterisieren. Gerade letztere können als das Leitmotiv dieser Biografie gelten.

Die erste ist jene zum Vater, dem Patriarchen und bodenständigen Tatmenschen, von dessen Autorität sich der junge Martin emanzipieren muss, von der er aber über Jahrzehnte nicht wirklich loskommt. Auch wenn sie sich in der Einleitung von gar zu psychologisierenden Zugängen abgrenzt, greift Lyndal Roper dieses Verhältnis zum Vater immer wieder auf und führt vieles in Luthers Persönlichkeit und in seinem Verhalten darauf zurück. Das ist legitim und oft erhellend, wirkt aber manchmal etwas bemüht, etwa wenn Thomas Cajetan (den Roper allerdings in Abgrenzung zu hergebrachten Narrativen positiv charakterisiert) zur Vaterfigur im übertragenen Sinn und der Disput mit ihm im Rahmen des Augsburger Reichstags 1518 zur Fortführung der Auflehnung gegen die väterliche Autorität wird.

Überhaupt beschreibt Roper Luthers Leben als Abfolge von Beziehungen, von Freund- und Feindschaften, sei es mit Staupitz, mit Melanchthon oder auch mit Katharina von Bora. Die erhaltenen Briefe, die Luther an diese Vertrauten gerichtet hat, erlauben einen Einblick in seine ganz persönliche, gar nicht vergeistigte, sondern – wie die Autorin immer wieder betont – sehr auf Körperlichkeit ausgerichtete Weltsicht. Vor allem dem Verhältnis zu Karlstadt, der Freundschaft, die sich in Rivalität verwandelt, wird breiter Raum gegeben. Damit steht Roper ganz im Einklang mit Tendenzen der neueren Forschung, die Karlstadts Beitrag zu Luthers theologischer Entwicklung stärker hervorheben.

Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemandPubliziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

Streckenweise wird Karlstadt regelrecht zum zweiten Protagonisten des Buches. Die penible Rekonstruktion dieser Wechselwirkungen, des Beziehungsnetzes, dem sich der Reformator so wenig entziehen konnte wie irgendjemand anderes, ist das eigentliche Verdienst des Werks. Diese Beziehungen ergeben zusammen mit persönlichen Erfolgen und Niederlagen, Luthers Streitlust, dem Ringen mit seinen »Anfechtungen« und mit dem Teufel, seinem Arbeitseifer, seiner Gelehrsamkeit und seinen körperlichen Leiden ein umfassendes Portrait des Menschen, Theologen und Kirchenpolitikers.

Die Theologie des Reformators wird dann auch ganz nahtlos mit seiner Biografie verwoben; Roper zeigt, wie beide sich gegenseitig bedingen und nicht voneinander zu trennen sind. Etwas aus dem Rahmen fällt hier aber das Kapitel über Luthers Antisemitismus. Zwar vertritt Roper die Ansicht, dass die Judenfeindschaft ein integraler Bestandteil von Luthers Theologie und Weltbild war, behandelt sie aber erst ganz am Schluss in einem eigenen Kapitel, nicht wie viele andere Aspekte seines Denkens organisch eingebunden in die Darstellung von Luthers Lebensweg.

Eine weitere Stärke des Buches ist die reichhaltige Bebilderung. Insgesamt 75 Schwarz-Weiß-Bilder, meist zeitgenössische Holzschnitte, illustrieren den Fließtext. Dazu kommen zehn farbige Abbildungen, die auf acht Hochglanzseiten in der Mitte des Bandes untergebracht sind. Dieser Fokus auf Illustration entspricht der Thematik: Ohne Bildprogramm ist die Reformation nicht zu denken.

Den insgesamt sehr positiven Eindruck kann auch der eine oder andere Ausrutscher nicht trüben, wie der kleine Fauxpas, dass Karl V. an einer Stelle als Sohn Maximilians I. bezeichnet wird (S. 111). Für Fachleute störend ist die Entscheidung des Verlags, die Anmerkungen in End- statt in Fußnoten unterzubringen. Wer also mehr über die verwendeten Quellen und die Literatur erfahren möchte, muss viel blättern. Die Kehrseite davon ist ein flüssigeres Leseerlebnis für das breitere Publikum. Lyndal Roper schreibt angenehme Prosa, die für Laien ebenso gut lesbar ist wie für das Fachpublikum, und versteigt sich nie in akademische Capricen – dadurch ist ihre Luther-Biografie nicht nur mit großem Gewinn, sondern auch mit Vergnügen zu lesen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Andreas Rutz, Die Beschreibung des Raums. Territoriale Grenzziehungen im Heiligen Römischen Reich, Köln, Weimar, Wien (Böhlau) 2018, 583 S., 20 farb. Abb. (Norm und Struktur. Studien zum sozialen Wandel im Mittelalter und Früher Neuzeit, 47), ISBN 978-3-412-50891-3, EUR 80,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Claire Gantet, Fribourg

Au rebours des ouvrages foisonnants évoquant des frontières, Andreas Rutz étudie dans son mémoire d'habilitation dont est extrait ce livre non des frontières métaphoriques, mais l'acte de la fixation de frontières politiques dans le cadre des principautés du Saint-Empire. Une manifestation éminente de la nature étatique de tel territoire est en effet le tracé de frontières clairement définies, comme l'affirme Andreas Rutz à la suite Johann Jacob Moser, dans son célèbre ouvrage sur les États d'Empire («Von der Teutschen Reichs-Stände-Landen») de 1769. Par là, Andreas Rutz revisite l'idée héritée du passage de frontières semblables à des «ourlets» sous le régime médiéval de la féodalité, à de nettes «lignes» frontalières au cours de l'époque moderne.

Il ne s'attache ni au discours juridique ni à l'histoire de la formation des territoires, mais aux pratiques de délimitation de frontières interterritoriales. Prenant fortement appui sur la distinction, opérée par Martina Löw dans son ouvrage «Raumsoziologie» de 2001, entre le «Spacing» – le placement ponctuel de marques d'abord symboliques pour rendre visibles des ensembles de biens et de personnes –, et la «Syntheseleistung» – la représentation d'un espace homogène et continu –, Andreas Rutz comprend l'espace comme une construction relationnelle: il considère les frontières territoriales comme des indicateurs d'un mode spatial du pouvoir.

Aussi interprète-t-il la «description de l'espace» par le biais de textes, de repères matériels et symboliques et de visualisations cartographiques, comme la conscience, partagée par les princes et leur administration respective, que le pouvoir s'exerce sur l'espace. Il étudie de tels documents particulièrement dans le cadre de trois territoires: la Rhénanie-Westphalie, où le processus de la fixation des frontières territoriales s'achève dès le XVI^e siècle, la Franconie, un territoire «non fermé» (*territoria non clausa*), et la Bavière où existe tôt une unité territoriale spatiale.

Dans ces territoires, au Moyen Âge comme à l'époque moderne, le marquage des frontières sur le terrain n'est que l'un des procédés employés. Il n'existe pas de frontière hermétique et le plus souvent, les frontières ne sont pas matérielles. Les récits de voyage montrent que les voyageurs, jusqu'à l'extrême fin du XVIII^e siècle, ne perçoivent que peu la traversée matérielle des frontières; les formalités administratives sont réglées en arrière-plan, dans le pays-source, et la frontière n'est guère visible dans le paysage. Les habitants des régions frontalières, eux, connaissent parfaitement les tracés et leurs implications. Les frontières ponctuelles décrites dans les textes, les repères symboliques ancrés dans le terrain et la représentation cartographique sont des abstractions qui



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

imposent la nécessité d'affirmer et défendre par d'autres moyens la facticité de la frontière.

La première partie de son travail déconstruit le topos du passage de l'«ourlet» à la «ligne» à l'époque moderne. Elle met en valeur le fait inédit de l'existence de systèmes différenciés de frontières dès l'époque carolingienne, avec des marques non seulement en bordure du Saint-Empire, mais aussi entre comtés, voire entre duchés. Il n'existe toutefois pas de continuité avec les frontières modernes, lesquelles reposent sur de nouveaux principes (notamment la réception du droit romain).

Au XVI^e siècle se développent de nouvelles méthodes d'arpentage et de mesurage. La cartographie sert désormais les besoins administratifs et la représentation princière. Encore convient-il de distinguer entre les topographies régionales imprimées, élaborées par des humanistes indifférents aux frontières, et la cartographie administrative précise astreinte au secret politique, donc non imprimée. Tandis que les cartes humanistes de la *Germania* ne se couvrent de frontières qu'à partir de la seconde moitié du XVI^e siècle, la plupart des cartes territoriales comportent des frontières dès 1492. Les administrations, à commencer par celles de la ville d'Empire de Nuremberg et des Pays-Bas, lancent au plus tard dans la seconde moitié du XVI^e siècle des enquêtes de cartographie précise de leur territoire et des frontières tant intérieures qu'extérieures.

Héritières des cosmographies humanistes, les cartes des XVI^e et XVII^e siècles sont caractérisées par l'intrication de la carte, du texte, et d'autres images; de simples illustrations, les cartes deviennent des outils complémentaires de la saisie du territoire. Vers 1600 au plus tard, les cartes font partie de l'outillage usuel de la politique et de l'administration territoriale. Au XVIII^e siècle, elles sont désormais dominantes et deviennent des «arguments» politiques. Elles ne supplantent pas pour autant les processus matériels et symboliques issus du Moyen Âge, qui continuent d'être employés au quotidien (marques matérielles sur le terrain), à des fins mémorielles et de contrôle (repères symboliques) et structurés dans des textes. Très fortement, Andreas Rutz rejette l'idée d'une évolution linéaire vers l'idée d'une carte toute-puissante et souligne les continuités.

Le seul regret du lecteur à l'issue de la lecture de ce livre imposant s'attache à la conclusion, qui ne fait que résumer l'analyse, et à l'absence (prudente?) de comparaisons ou analyses des frontières extérieures du Saint-Empire, dans la mesure du moins où ces dernières sont saisissables. Andreas Rutz nous livre une étude neuve sur un sujet complexe qu'il mène de façon étonnamment vivante. Son propos va bien au-delà des trois territoires de prédilection, remarquablement bien documentés. Ce livre doit figurer parmi les ouvrages de référence sur les principautés territoriales et leur administration.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

Ronald Schlechter, A Genealogy of Terror in Eighteenth-Century France, Chicago (The University of Chicago Press) 2018, X–289 p., 7 fig., ISBN 978-0-226-49957-4, USD 45,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Christine Zabel, Essen

Die Angst vor Terror ist spätestens seit den Ereignissen des 11. Septembers 2001 in der westlichen Welt wieder allgegenwärtig. Neue Kriege werden damit begründet, Einwanderungsrestriktionen geschaffen, Grenz- und Sicherheitskontrollen verschärft. Terror ist für uns gewiss eine genuin negative Herrschaftsfantasie, deren Verbreitung und Radikalisierung um jeden Preis verhindert werden muss. Entgegen orientalistisch gefärbten Erzählungen, in denen Terror als ausschließlich nah- oder fernöstliche Idee erscheint, erzählt Ronald Schlechter in seinem Buch »A Genealogy of Terror« die Geschichte der »Western romance with terror« (S. X) und zeichnet damit nicht nur einen langen und vielschichtigen westlichen Terrordiskurs nach, sondern auch die mit dieser Tradition evozierten (positiven) Emotionen. Erst mit den Erfahrungen der Terrormonate der Französischen Revolution (September 1793 bis Juli 1794) begannen europäische Zeitgenossen Terror zunehmend negativ umzudeuten.

In seinem Buch geht es Schlechter nicht darum, revolutionäre Terrorpraktiken neu zu beleuchten, sondern zu verstehen, warum Jakobiner wie Claude Royer im September 1793 Terror als neue Ordnung zu implementieren wünschten und so forderten: »placez la terreur à l'ordre du jour« (S. 2). Warum kondensierten Jakobiner und Sansculottes ihre politischen Ziele gerade in »Terror«? Welche Emotionen provozierte der Verweis auf »Terror« bei denjenigen, die das Wort schrieben, aussprachen, lasen oder hörten? (S. 5) Um diesen Fragen nachzuspüren, untersucht Schlechter sechs Themenfelder in denen *terror speeches* im Jahrhundert vor der Revolution evident waren, um dann deren Wirkmächtigkeit vor, während und nach den Terrormonaten der Revolution zu beleuchten. Schlechter geht es in seiner Genealogie also weniger darum, zu analysieren, wie, warum und mit welchen Worten oder in welchen Diskurszusammenhängen die Idee oder der Begriff »Terror« erklärt wurde; vielmehr beschreibt er mit vielen Beispielen diejenigen Sprechakte, die auf »Terror« verwiesen und versucht dabei zumindest näherungsweise nachzuvollziehen, welche Emotionen sowohl beim Sprech- und Schreibakt als auch beim Hör- und Leseakt ausgelöst wurden.

Den Einzelanalysen der Themenfelder ist dabei eine Prämisse gemeinsam: Sie stellen dar, dass es sich einst gut anfühlte, von Terror zu sprechen. Dies wird bereits im ersten Kapitel deutlich, das den Verweis auf Terror in der judeo-christlichen Tradition nachzeichnet, und aufzeigt, dass Terror darin als Attribut göttlicher Souveränität, göttlichen Ruhms, und göttlicher Majestät und Gerechtigkeit erschien. Der Allmächtige konnte demnach seine gesamte Schöpfung mit heilsbringender Wirkung in Angst und Schrecken versetzen. Diese Deutung göttlicher Macht wurde im Jahrhundert vor der Revolution von französischen Autoren verschiedener theologischer Richtungen aufgegriffen. Sie findet sich in katholischen Kanzelpredigten gleichermaßen wie in theologischen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

Abhandlungen von Katholiken, Quietisten oder Jansenisten. Da sie irdische Herrschaft direkt von Gott ableiteten, fiel es politischen Theoretikern absolutistischer Couleur nicht schwer, auch ihren irdischen Herrschern Terrorattribute zuzusprechen. Französische Könige wurden nun auch in der Rückschau als Terror ihrer Feinde bezeichnet, die mit ihrer militärischen Überlegenheit Gerechtigkeit und Frieden für ihre Untertanen herstellten. Ähnlich betonten auch juristische Abhandlungen, königliche Erlasse oder vom Parlament gebilligte Gesetze den Zusammenhang von Terror und Gerechtigkeit: Terror der Gesetze zeigte sich entsprechend in Form von Abschreckung, Züchtigung und Bestrafung von Gesetzesübertretern.

Damit es dazu aber nicht kam, sollten auch Theaterstücke die Moral unterstützen: Theaterkritiker des 18. Jahrhunderts beurteilten in abgewandelter aristotelischer Tradition Tragödien nach ihrem Torgehalt. Gepriesen wurden diejenigen Stücke, die menschliche Leidenschaften durch Terror zu bezähmen wussten, kritisiert wurden entsprechend diejenigen Werke, die entweder zu wenig Terror in den Zuschauern und Zuschauerinnen inspirierten oder blutlüsternem Horror verfielen. Ähnlich sollte auch das Sublime, das Erhabene und Schöne Terror in seinen Rezipientinnen und Rezipienten entfachen.

Terror konnte also einerseits zur Warnung und Erziehung der Tugendhaften, andererseits zur Bestrafung der Hoffärtigen eingesetzt werden. Frühneuzeitliche Mediziner inner- und außerhalb Frankreichs spiegelten diese ambivalente Wirkungsweise von Terror, indem sie ihm sowohl einen zerstörenden als auch einen heilsamen Effekt auf die körperliche und seelische Existenz nachsagten. Damit fungierte Terror in medizinischen Abhandlungen des 18. Jahrhunderts als Schiedsgericht über Leben und Tod.

In den ersten Jahren der Revolution übernahmen Revolutionäre ungeachtet ihrer politischen Färbung die hergebrachte Sprache des judiziären Terrors, und setzten sie dazu ein, neue Gesetze oder die neue Verfassung zu legitimieren. Ferner sprachen auch sie von Terror als heilsbringendem Mittel im Kampf gegen äußere oder innere Feinde der Nation. Während der Terrormonate attestiert Schechter dagegen einen Niedergang solcher Nützlichkeitsbegründungen. Terror wurde nun verstärkt als Racheakt gegen innere wie äußere Feinde stilisiert und als adäquate Waffe zur Verteidigung der Nation sakralisiert. Der Verweis auf Terror hatte gleichermaßen eine therapeutische Funktion für all diejenigen, die ihr Leben dem Kampf für die Nation verschrieben: Indem sie den Terror ihrer Feinde evozierten, weckten sie Gefühle der Hoffnung, des Trostes, des Vertrauens und des Mutes (S. 190, 193).

Diese positive Tradition fand Schechter zufolge ein jähes Ende mit der Hinrichtung Maximilien de Robespierres am 28. Juli 1794. Fortan finden sich in den Quellen diejenigen Attribute von Terror, die heutigen Lesern und Leserinnen bekannt sind: Terror verwies nun nicht mehr auf legitime Souveränität, sondern auf illegitime Macht; anstatt auf Gerechtigkeit rekurrierte Terror nun auf Gewalt; anstatt auf die Majestät eines legitimen Herrschers bezog sich Terror nun auf blutdürstige Rache gegen Feinde. Sakrale Implikationen von Terror gingen verloren und machten Interpretationen von wahnsinnigen Machtfantasien Platz. Was hatte eine so schnelle kulturelle Transformation verursacht, die sich innerhalb weniger Monate in Frankreich und über die Landesgrenzen hinaus verbreitete? Schechter kommt dabei zu einer naheliegenden, jedoch nicht minder überzeugenden Antwort: Die Terrormonate der



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

französischen Revolution selbst hatten eine solche Umdeutung von Terror herbeigeführt.

Schechters Fragestellung ist gewiss innovativ, dennoch liegt in der methodischen Entscheidung zur Deskription von *terror speeches* und der bewussten Vernachlässigung des Kontextes (S. 15) auch gerade die Schwäche des Buches: Leserinnen und Leser werden nach der gelungenen Hinführung in der Einleitung wenig neue Argumente finden, sodass die Kapitel als Ansammlung empirischer Erträge daherkommen, die zwar ihrerseits überzeugen, die jedoch kausale Fragen, insbesondere in den auf das Ancien Régime bezogenen Kapiteln, unbeantwortet lassen: Warum etwa beschäftigten sich Franzosen im Jahrhundert vor der Revolution so intensiv mit Terror und das auf verschiedenen Themenfeldern? Wie sind diese thematisch so unterschiedlichen Bereiche der *terror speeches* inhaltlich miteinander verknüpft? Und wie verhalten sich die französischen Sprechakte gegenüber anderen europäischen Äußerungen über Terror?

Der Eindruck fehlender Kausalanalysen wird außerdem noch verstärkt, weil die Einordnung in die Forschungsliteratur erst und ausschließlich in der Konklusion erfolgt, wo Schechter sein Buch zwischen ideologischen und kontextbezogenen (*circumstantial*) Interpretationen platziert und in die Nähe neuerer Forschungsströmungen rückt, die dem sogenannten Emotional Turn folgen.

Trotz dieser Einwände, die nicht zuletzt auch von narratologischen Geschmacksfragen abhängen, ist es dem Autor gelungen, eine neue Perspektive auf die Terrormonate der Revolution zu bieten und dabei eine der großen Fallen der Revolutionsforschung zu umschiffen: Schechter hält sich nicht mit dem Streit zwischen revisionistischen Interpretationen der Revolution (für die die Radikalisierung der Revolution schon in den Ideen von 1789 angelegt war) oder marxistisch-materialistischen Interpretationen auf (in deren Lesart die Radikalisierung eine Folge von Klassenkämpfen waren); vielmehr gelingt es ihm plausibel zu machen, warum es im September 1793 möglich, jedoch nicht notwendig war, Terror als neue Ordnung zu fordern. Schechter erklärt damit zu Recht: »I am not suggesting that ›terror‹ as the ›order of the day‹ was an inevitable slogan; rather, I am providing reasons for its having been a thinkable one« (S. 16).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Sibylle Scheipers, On Small War. Carl von Clausewitz and People's War, Oxford (Oxford University Press) 2018, 174 p., ISBN 978-0-19-879904-7, GBP 55,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Martin Rink, Potsdam

Gibt es noch Neues zu Carl von Clausewitz? Interessanterweise hält sich die deutschsprachige Forschung in engen Grenzen, einmal abgesehen von Andreas Herberg-Rothe¹ und Beatrice Heuser². Das nun bezeichnenderweise in englischer Sprache vorliegende Buch von Sibylle Scheipers kritisiert wie die vorgenannten Werke eine rein instrumentale Auswertung des preußischen Kriegsphilosophen als Steinbruch für allerlei Zitate zu gerade passenden Anliegen. Selektive und teils fehlerhafte Lesarten wurden zudem durch die an entscheidender Stelle missverständliche Übersetzung ins Englische gefördert (S. 14). Denn die vor allem im englischsprachigen Raum geläufige Annahme, Clausewitz' Lehre gelte nur dem zwischenstaatlichen Krieg, nährte die Vorstellung, dass sie mit dem Aufkommen der »neuen Kriege« seit den 1990er Jahren überholt sei. Dagegen wendet sich die Autorin, indem sie den kleinen Krieg im Gesamtkontext des Krieges verortet.

Die Vorlesungen zum kleinen Krieg des damals dreißigjährigen Clausewitz an der Berliner Kriegsschule von 1810/1811 waren grundlegend für sein späteres Werk. In den Protagonisten dieser Taktik erblickte der preußische Kriegsphilosoph das »freie Spiel des Geistes«, die »freie Seelentätigkeit« und das »Spiel der Wahrscheinlichkeiten«, die seine Kriegstheorie so entscheidend prägten (S. 3, 28). Mit Blick auf die zeitgenössische Literatur zum kleinen Krieg, die Clausewitz natürlich geläufig war (S. 29–37), entfaltet Scheipers das Paradox, dass die im kleinen Krieg eingesetzten leichten Truppen den Krieg schlechthin verkörperten, obwohl ihre Art zu kämpfen fundamental von dessen etablierter Form abwich.

Richtigerweise wertet die Autorin das Thema als »counter-hegemonic discourse« gegenüber der (vermeintlich) überrationalisierten Militärtheorie der Spätaufklärung (S. 36, 48–50). »Clausewitz's lectures have been largely overlooked« (S. 43). Dieses apodiktische Urteil ist nicht ganz zutreffend. Ältere Werke haben sich mit diesen Vorlesungen ausführlich auseinandergesetzt³. Leider fehlen diese Klassiker im Literaturverzeichnis.

Gewissermaßen in parallelem Gedankengang zu diesen Werken entfaltet Scheipers ihre These jedoch überzeugend, wenn sie die

¹ Andreas Herberg-Rothe, Das Rätsel Clausewitz, München 2001; in der englischen Fassung: Id., Clausewitz's Puzzle. The Political Theory of War, Oxford 2007

² Beatrice Heuser, Reading Clausewitz, London 2002; in der deutschen Fassung: Clausewitz lesen! Eine Einführung, München 2005.

³ Vgl. Werner Hahlweg, Preußische Reformzeit und revolutionärer Krieg, Frankfurt a. M. 1962, S. 26–34); Peter Paret, Yorck and the Era of Prussian Reform, Princeton; NJ 1966, S. 21f., 175–178); und Johannes Kunisch Der kleine Krieg, Wiesbaden 1973, S. 5, 23.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Verschmelzung von taktischer und politischer Ebene als die epochale Leistung des preußischen Kriegsphilosophen würdigt (S. 44–48). Durchaus über die ältere Forschung hinausgehend verortet Scheipers Clausewitz' Perspektive auf den »Volkskrieg« in der »vibrant intellectual atmosphere in Berlin« der Jahre 1795 bis 1812. Die preußische Reformära zeichnet sie als kurze, intensive »Achsenzeit« (S. 55), in der sich die neuen geistigen Strömungen mit Kants Erbe wie auch mit den politisch-militärischen Umwälzungen von Revolution und preußischem Zusammenbruch von 1806 auseinanderzusetzen hatten.

Knapp und luzide beschreibt die Autorin den geistigen Austausch von »Romantikern, Humanisten und Idealisten«, in deren Netzwerk Clausewitz eng eingebunden war (S. 61–67). Seine Bekenntnisdenschrift von 1812 forderte einen radikalisierten Volkskrieg und suchte gleichzeitig seinen Übertritt in russische Dienste zu rechtfertigen. In deren Analyse überzeugt Scheipers' Verknüpfung von Militärtheorie und Philosophie. Kants Frage nach der Integration individueller Freiheit in das universelle Gesetz der Vernunft mündete für die Reformer in Konzepten zum irregulären Kampf gegen die französische Dominanz (S. 85). Bekanntlich fand dieser bereits von August von Gneisenau 1808 und erneut 1811 geforderte entgrenzte Volkskrieg im »Befreiungskrieg« von 1813 nicht statt; und das Bedauern der älteren national(istisch) geprägten deutschen Literatur über dessen Ausbleiben hätte füglich im Licht der rezenten Forschung zum Thema Insurgenz, Anomie und schwacher Staatlichkeit diskutiert werden können.

Scheipers akzentuiert dagegen Clausewitz' Hinwendung zu Zügen eines politischen »Realismus«. In der Nachkriegszeit nach 1815 fokussierte sich Clausewitz auf die politischen Konnotationen des »Partisanen«: »He moved away from the eighteenth-century idea of the partisan as a tactical role model for people's war and towards the more pejorative notion of the partisan as the *Partheygänger* in its modern guise – a populist party politician and potential demagogue« (S. 108). Diese Verwandlung im Begriff des Partisanen im frühen 19. Jahrhundert aufzuzeigen, ist richtig und wichtig. Doch ist beim Gebrauch des Wortes »Partheygänger« – zumal in dieser Schreibweise! – Vorsicht geboten. Denn die alle politische Konnotationen ausschließende Militärsprache verstand den Parteigänger (französisch: »partisan«) bis tief ins 19. Jahrhundert hinein als regulären Offizier und Führer eines Detachements oder einer »Streifpartei«.

Diese vermeintliche Feinheit der Militärsemantik aber führt zurück zur durchaus pluralen Kleinkriegskonzeption Clausewitz' zwischen Taktik, Strategie, Politik und »Volk«. Denn überzeugend konstatiert Scheipers die systematische Integration des Themas Volksbewaffnung in das Manuskript »Vom Kriege« (6. Buch, 26. Kap.) um 1826/1827 (S. 111, 122, 144). Das Konzept des Kulminationspunktes bezeichnet den Umschlagspunkt zwischen Angriff und Verteidigung. Es sei jener kontingente Zustand im Gleichgewicht der Kräfte, wo militärischer in politischen Erfolg umgemünzt werden kann (S. 130). Am russischen Beispiel von 1812 erörterte Clausewitz seine These von der Überlegenheit der Verteidigung über den Angriff: In dem Maß, wie der Angreifer seine territorialen und materiellen Ressourcen erhöhe, verliere er an politischen Ressourcen zur Fortsetzung des Angriffs (S. 133f.). Damit verbindet sich die Idee des »absoluten Krieges« als die potentiell größtmögliche Steigerung der Gewalt (S. 136). Diese ist nicht



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

gleichzusetzen mit der historischen Erscheinungsform des Totalen Krieges.

Scheipers betont, dass Clausewitz' Diktion des Volkskrieges in einem fundamental anderen Kontext erfolgte als die irregulären Konfliktformen des frühen 21. Jahrhunderts (S. 150). So zutreffend dies auch ist, so sehr hätte die Autorin zugestehen müssen, dass nun erneut eine Verschiebung der Perspektive von »insurgency« zu »counterinsurgency« eingetreten ist – nicht unähnlich derjenigen, die sie für die preußischen Reformer nach 1815 konstatiert. Denn die katastrophalen Folgen des Irakkrieges von 2003 oder die Ereignisse in Afghanistan seit 2001 zeigen klare Ähnlichkeiten zur realen Geschichte der spanischen Guerilla von 1808–1814; nicht als patriotisch verklärten Volkskrieg, sondern als anomische Gewalt. Auch diese Geschichte ließe sich mit Clausewitz' Analyseinstrumentarium angemessen darstellen; freilich nicht aus der westlichen Eigensicht. Dessen ungeachtet umreißt Scheipers das dynamische Wechselspiel von großem und kleinem Krieg höchst plausibel. Die Auseinandersetzung mit Clausewitz bleibt lohnend – wie auch die mit diesem Buch. Dies gilt zumal dann, wenn nicht praktische Lehren gesucht werden, sondern Anregungen zum Selbstdenken.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Michèle Virol (dir.), Louis XIV et Vauban. Correspondances et agendas, Seyssel (Champ Vallon) 2017, 560 p. (Les Classiques de Champ Vallon), ISBN 979-10-267-0628-1, EUR 26,50.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Sven Externbrink, Heidelberg

Nach der Edition der »Oisivetés«¹, den gesammelten Denkschriften und Traktaten Vaubans, hat die Vauban-Spezialistin Michèle Virol jetzt die gesamte Korrespondenz des Festungsbaumeisters mit Ludwig XIV. ediert. Sie wird ergänzt um die vorbereitenden Notizen für die Audienzen beim König – Vauban hatte seit März 1703 das Recht der *seconde entrée* beim König, d. h. noch vor dem *grand lever*. Den Abschluss bilden private Notizen, Tagebücher, Entwürfe, Sammlungen; kurz Texte, die eigentlich für niemanden bestimmt waren, außer dafür, Vauban als Grundlage für seine Arbeit zu dienen.

Worin liegt die Bedeutung (und Berechtigung) dieser Edition? Eine Frage, die sich einfach beantworten lässt. Die mit einem minimalen quellenkritischen Apparat abgedruckten, aber sorgfältig und ausreichend kommentierten Korrespondenzen und Schriftstücke ermöglichen einen mikroskopischen Blick auf die Regierungspraxis Ludwigs XIV. in den letzten Jahrzehnten seiner Regierung, von denen es oft heißt, erst nach dem Tode Louvois' habe er wirklich selbst regiert. Aber nicht nur das: Wir blicken Vauban über die Schulter, der Persönlichkeit, die wohl wie kaum ein anderer Zeitgenosse aus eigener Anschauung den Zustand und die Probleme des Königreiches Frankreichs in Krieg und Frieden kannte.

Nicht nur in zahlreichen Briefen von seinen Inspektionsreisen berichtet Vauban seinem König über die Instandsetzung von Festungen und Verteidigungslagen, vom Fortgang von Belagerungen während des Neunjährigen Krieges und im Spanischen Erbfolgekrieg, sondern auch bei regelmäßigen Audienzen und Gesprächen mit Ludwig XIV. Dieser ermutigt ihn regelmäßig, unverblümt seine Ansichten darzulegen, so etwa in einem Brief vom September 1693: »Vous pouvez me parler d'autant plus hardiment que je ne montrerai votre lettre à personne, et que cela demeurera entre vous et moi« (S. 138). Dieses besondere Vertrauen schützt Vauban in seinen Konflikten mit den Staatssekretären, insbesondere mit Barbezieux, der verärgert über Vaubans direkten Zugang zum Monarchen war – vor allem, weil er wusste, dass dies zu Lebzeiten seines Vaters Louvois nicht der Fall gewesen war (siehe z. B. S. 254ff., 258).

Vauban hielt sich an die Ermunterung Ludwigs XIV. und präsentierte dem König darüber hinaus seine Ideen über die notwendigen Inhalte des zu schließenden Friedens (S. 342ff.), oder hielt sich nicht zurück mit seiner Kritik über die Gefahren für die Sicherheit des Königtums, die sich aus den territorialen Bestimmungen des Friedens von Rijswijk ergaben. Bezeichnenderweise hat Ludwig auf dieses Memorandum



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Sébastien Le Prestre de Vauban, Les Oisivetés. Édition intégrale établie sous la direction de Michèle Virol, Ceyzérieu 2007 (Les Classiques).

nicht geantwortet (S. 289–292). Seine Denkschrift über die Rückführung der Hugenotten legte Vauban dem König nicht vor, versuchte aber – vergeblich – Madame de Maintenon dafür zu gewinnen, sie dem König vorzutragen (S. 94–98).

Die Erhebung zum *maréchal de France* 1703, die von Vauban lange erhoffte Belohnung für seine Anstrengungen, führte eine Veränderung in seiner Stellung herbei. Er war nun mehr Ratgeber als Praktiker. Belagerungen wurden den kommandierenden Marschällen überlassen; Vaubans letzte geleitete Belagerung war die von »Alt«-Breisach 1703. Parallel ist eine Entfremdung zwischen König und seinem Festungsbaumeister zu erkennen – er verlor das »Ohr« des Monarchen. Zwar durfte er seine Steuerreformideen, die berühmte *dîme royale* vortragen, doch bekanntlich stieß er auf Ablehnung.

Aber weit mehr noch als die Möglichkeit durch die Korrespondenzen und Gesprächsnotizen für die Audienzen, Entscheidungsprozesse, etwa im Hinblick auf die Kriegführung aus dem »Kabinett« detailreich zu rekonstruieren, ist auf den Wert der »écrits du for privé« (S. 437–542) hinzuweisen. Hier sieht man Vauban bei seinen Reisen über die Schulter, wie er unvermittelt und ohne »Selbstzensur« seine Eindrücke und Beobachtungen festhält. Seien es Überlegungen zur Reform der Armee, zum Zustand des Klerus – Vauban möchte die Anzahl der Mönche reduzieren (S. 482) –, zur Bekämpfung von Schädlingen in Getreidespeichern oder zu Missständen in der Administration des Königreiches (Vauban schimpft z. B. über die Nutzlosigkeit der »secrétaires du roi« [»une des plus grandes ordures«, S. 447]), die Gründe der Desertion (S. 512f.) – Vauban hatte vieles im Blick.

Obwohl ein standesbewusstes Mitglied der *noblesse d'épée* und lebenslang Berufssoldat, war Vauban frei vom Standesdünkel und wurde vom Schicksal der Menschen um ihn herum berührt. Nutzlose Angriffe bei Belagerungen waren ihm ein Gräuel – Vauban wollte Festungen mit möglichst geringen Verlusten an Menschen erobern. Die Probleme Frankreichs in den »années de misère«, der großen Hungersnot von 1693–1694 – vor allem die Teuerung, der Steuerdruck und den Zusammenbruch von Produktion – erklärte er aus der Not der Untertanen: »La France ne produit que moitié de ce qu'elle devrait faire. Les raisons sont la faiblesse des paysans qui ne sont pas nourris et la plupart tous nus« (S. 445).

Entsprechend zielten Vaubans Reformforderungen auf die Verbesserung der Lebensbedingungen der Untertanen, die ja die Grundlage der »Größe« eines Monarchen seien (S. 494). Hierbei unterschied er zwischen »Größe« und der Qualität des »père du peuple« – erstere werde durch Krieg erworben (»en faisant périr des millions d'hommes et saccager beaucoup de pays«), letztere durch das Gegenteil. Die Notizen Vaubans lassen keinen Zweifel ob seiner Präferenz. Kritisiert wurde aber immer nur das Regierungshandeln – nicht die Monarchie an sich. Im Mittelpunkt der Tätigkeit des Herrschers aber sollte – mehrfach wiederholt in diesen Aufzeichnungen – das Wohl der Untertanen stehen, die nicht wie die Bevölkerung eines »pays de contribution« zu behandeln sei.

Der »Mensch« Vauban kommt in diesen z. T. sehr privaten Dokumenten, darauf weist Michèle Virol abschließend hin, jedoch nicht vor, sieht man von Bemerkungen über nicht enden wollende Erkältungen ab. Es ist davon auszugehen, dass diese Frage nach dem »Privaten« Vauban verwundert hätte.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/)

Die Beispiele sollten ausreichen, um die Frage nach Berechtigung und Wert der Edition positiv zu beantworten. Einziger Wehrmutstropfen ist die Tatsache, dass auf ein Register verzichtet wurde – aber vielleicht sollte man dieses Manko ins Positive wenden: Es zwingt uns dazu, sich in diese faszinierenden Texte zu vertiefen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris | publiée
par l'Institut historique allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)